

## Aufsätze in den Karl-May-Jahrbüchern

**Klara Auguste Wilhelmine May**

geb. Beibler, verw. Plöhn

( 04.07.1864 - 31.12.1944 )

Karl-May-Jahrbuch 1918 Hrsg. R. Beissel + F. Barthel	<a href="#">Bunte Blätter aus Karl Mays Leben</a> <a href="#">Old Shatterhand und Buffalo Bill</a>
Karl-May-Jahrbuch 1919 Hrsg. R. Beissel + F. Barthel	<a href="#">Omar-Hassan</a> <a href="#">Das Geburtshaus meines Mannes</a>
Karl-May-Jahrbuch 1920 Hrsg. R. Beissel + F. Barthel	<a href="#">Winnetous Testament</a>
Karl-May-Jahrbuch 1921 Hrsg. M. Finke + E. A. Schmid	<a href="#">Marah Durimeh. Wie hätte Karl May die Fortsetzung von 'Jenseits' und 'Ardistan und Dschinnistan' gestaltet?</a>
Karl-May-Jahrbuch 1922 Hrsg. M. Finke + E. A. Schmid	<a href="#">In den Ruinen von Baalbek und Palmyra</a>
Karl-May-Jahrbuch 1923 Hrsg. M. Finke + E. A. Schmid	<a href="#">In Konstantinopel</a>
Karl-May-Jahrbuch 1924 Hrsg. M. Finke + E. A. Schmid	<a href="#">Am Grabe Beecher-Stowes</a>
Karl-May-Jahrbuch 1925 Hrsg. L. Gurlitt + E. A. Schmid	<a href="#">Die Niagara-Fälle</a>
Karl-May-Jahrbuch 1926 Hrsg. L. Gurlitt + E. A. Schmid	<a href="#">Rosen aus dem Süden</a>
Karl-May-Jahrbuch 1927 Hrsg. L. Gurlitt + E. A. Schmid	<a href="#">Sklaverei im Orient</a>
Karl-May-Jahrbuch 1928 Hrsg. L. Gurlitt + E. A. Schmid	<a href="#">Ein Besuch im Harem</a>
Karl-May-Jahrbuch 1929 Hrsg. L. Gurlitt + E. A. Schmid	<a href="#">El Kahira</a>
Karl-May-Jahrbuch 1930 Hrsg. L. Gurlitt + E. A. Schmid	<a href="#">Der Weißbrot-Araber</a>
Karl-May-Jahrbuch 1931 Hrsg. L. Gurlitt + E. A. Schmid	<a href="#">Ägyptens Königsgräber</a>
Karl-May-Jahrbuch 1932 Hrsg. K.Guenther + E.A.Schmid	<a href="#">Karl Mays Hund Cherry</a>
Karl-May-Jahrbuch 1933 Hrsg. K.Guenther + E.A.Schmid	<a href="#">Karl May zwischen Morgen und Abend</a>

Anmerkung: Diese feuilletonistischen Beiträge Klara Mays dienten der Legendenbildung um Karl May. Die Verlässlichkeit der Angaben ist teilweise in Frage zu stellen. Manches beruht auf romantisiertem Hörensagen (z.B. „Das Geburtshaus meines Mannes“, „Karl Mays Hund Cherry“), vieles betrifft die Orientreise im Jahr 1900, wobei dem Leser wohl irreführend vermittelt werden soll, dass Klara an dieser Reise als Frau von Karl May teilgenommen habe, obwohl diese Reise gemeinsam mit ihrem damaligen Mann Richard Plöhn und Karls erster Frau Emma durchgeführt wurde.

Zum Text: Der Text wurde zeichengetreu erfasst; Antiqua-Schrift des sonst in Fraktur gesetzten Originals ist hier kursiv. Fußnoten wurden aus dem Original übernommen, lediglich die Nummerierung wurde geändert. Korrekturen/Anmerkungen sind in [ ] eingefügt.

## Bunte Blätter aus Karl Mays Leben.

Von Klara May.

Pfingstsonntag 1917.

Mein lieber junger Freund!

Von meines Mannes Schaffen im täglichen Leben soll ich Ihnen berichten. Von seinen Gewohnheiten und Eigenheiten. Gern soll es geschehen. Weilens doch da die Gedanken am liebsten, wo die Höhepunkte des Lebens waren, und mein Leben war am schönsten an der Seite Karl Mays, trotz der Stürme, die unser Heim umbrausten, aber doch nie einzudringen vermochten. Stillen, glücklicher Friede war bei uns in all den Jahren des Beisammenseins, und die Abendsonne der Erinnerung beleuchtet kein unschönes Bild.

Oft denke ich zurück an die einsamen Wanderungen durch die Wälder unserer Umgebung, die mindestens einmal in der Woche in ausgiebiger Weise unternommen wurden. Schon früh am Morgen brachen wir dazu auf, von unseren kleinen Hunden begleitet. Stundenlang trafen wir keinen Menschen – und ebenso lange schritten wir oft stumm nebeneinander her. – Es war eine Gewohnheit Karl Mays, auf diesen Wanderungen nicht viel zu sprechen. Er war da mit seinem Innenleben beschäftigt, und Wald und Flur schien Zwiesprache mit ihm zu halten. Ganz anders daheim, in seinen Arbeitsräumen, dort war er allein, und dennoch lebte um ihn herum eine Welt voller Gestalten, mit denen er sprach und die mit ihm zu leben schienen. Er lachte und weinte bei seinen Arbeiten, und wer nicht wußte, daß er allein da oben hause, konnte glauben, eine ganze Gesellschaft befinde sich bei ihm. In diesen Zeiten des intensiven Schaffens durfte außer mir kein Mensch sein Zimmer betreten. Besuch wurde nicht angenommen, und größte Stille mußte im ganzen Hause sein.

Mit Besuchen war es überhaupt eine eigene Sache. Jeder Gast war eine besondere Welt für ihn. Durchschnittsmenschen beschäftigten ihn wenig, schnell vermochte er ihren Einfluß abzustreifen – und Einfluß hatten alle auf ihn –, nicht so mit vollwertigen, oder tief angelegten Wesen. Die Debatten nahmen kein Ende, immer wieder neue Probleme kamen und verflochten sich in die alten. Oft kam so der Morgen heran, ohne die Geister zu ermüden. Wie man den Menschen Sonnenschein geben könne, sie erfreuen, wie ihren Gottesglauben ihnen erhalten, wie Glück und Friede allen gegeben werden könnte, das war es, was sein Gemüt bewegte und alle Müdigkeit aus den hell glänzenden, blauen Augen scheuchte. Eine unsagbare Liebe zur Menschheit lebte in Karl May und alles Böse, was ihm widerfuhr, vermochte sie nicht abzuschwächen. Auch seinen bittersten Gegner nahm er davon nicht aus. Als ich einmal sagte: „Ich hasse diesen Menschen,“ entgegnete er: „Du tust Unrecht daran, keinen Menschen sollen wir hassen. Wenn er mich quälen darf, so will es Gott, um mich zu prüfen, und da meine Prüfungen so hart sind, muß es jedenfalls so sein, um die an mir haftenden Schlacken abzuschleifen; wohl dem, den Gott für wert hält, geschliffen zu werden! – Käme heute mein Peiniger in Not, und streckte er seine Hand nach mir aus, ich würde sie ergreifen und ihm helfen, soweit es nur in meinen Kräften stünde.“

Waren die unfreundlichen Anwürfe gar zu toll, dann rettete er sich hinüber in sein Reich der Arbeit. Alle Briefe und Zeitungen wurden aus seinem Zimmer verbannt, nichts wurde beantwortet, gewaltsam streifte er alles ab und versuchte zu schreiben. Geling es ihm, sich in seinem Reich einzuleben, dann wurde er frei, Heiterkeit und Glück lagerten auf seinem zuvor traurigen und bekümmerten Antlitz. Ja, es ging oft so weit, daß er alles um sich herum vergaß, nur wie ein Traumwandler mechanisch an den einfachen Mahlzeiten teilnahm und weder hörte noch sah, was um ihn her vorging. In solchen Zeiten hatte sein Aussehen etwas Verklärtes, Weltabgeschiedenes und unwillkürlich scheute man sich, ihn anzureden. Sein Geist weilte in Gefilden, die der Alltag nicht zu streifen vermag. Proben, die ich anstellte, überzeugten mich davon, daß er Dinge und Ereignisse in diesem Zustand nicht wahrnahm, die sonst sein lebhaftes Interesse hatten.

Auf der Reise dagegen kam es vor, daß er stundenlang sprach, über Ereignisse, deren Schauplatz wir gerade betraten. Fabelhaft war sein Wissen über Land und Leute, Sitten und Gebräuche, und in seiner tiefen Versunkenheit in die ihn beschäftigenden Gegenden verfehlte er nie den rechten Weg, so daß mich seine Art oft, besonders in den Indianerterritorien Amerikas und Kanadas, an einen Traumwandler erinnerte. Meilenweit ritten wir durch totenstille einsame Wälder. Kein Weg, kein Zeichen gab Kunde, wo wir uns

befanden, und sicher und unbeirrt fand er sich zurecht, nur die Sonne und der Kompaß leiteten ihn. Ich war gewohnt, mich seiner sicheren Führung anzuvertrauen, und genoß ganz den Zauber seiner lebendigen Erzählungskunst. In seiner Gegenwart gewann alles Leben. Freundliche und ernste Zeiten zogen vorüber; wie sie diese Wälder einst gesehen hatten, so durfte ich sie nacherleben an seiner Seite. Der rote Mann betete in seinem Reich noch zu seinem Manitou, dem guten großen Geist, kindlich und vertrauend; dann kamen die Habsucht, die Lüge, die Krankheiten und all das Unschöne, was eine ungesunde Zivilisation bei den Weißen Jahrhunderte hindurch gezüchtet, zu dem kindlich vertrauenden Indianer. Wie überirdische Wesen nahm der die Neulinge zuerst auf, um nur zu bald zu erkennen, daß er seinen Todfeinden verfallen war. Aus dem Kind wurde ein wildes Tier, und blind wütend setzte es sich zur Wehr. Nun folgt die Kette der Verwicklungen, die endlich zur Herrschaft der Übermacht führte. Mays gestaltenreiche Ausführungen an Ort und Stelle zu lauschen, umgeben von denselben geheimnisvollen Wäldern, die einst Zeugen all dieser Begebenheiten waren, war von unvergänglichem Reiz für mich.

Amerika hat überhaupt einen tieferen Eindruck auf mich gemacht, als der sonnendurchglühte Orient. In Amerika waren wir beide ganz allein, was auf der achtmonatigen Orientreise nicht der Fall war. Aber auch dort bewunderte ich das gleiche tiefe Wissen und die fabelhafte Gestaltungskunst, die dem heißen toten Sand der Wüste eine Fata Morgana nach der anderen entlockte und Jahrtausende am Geist des Zuhörers vorüberziehen ließ, ihn so verhindernd, den Sonnenbrand und die Mühsal eines Wüstenrittes zu empfinden. Ja selbst im heißen Samum hielt er munter aus und stützte uns durch seine schier unversieglige Kraft, als der feine Sand schon unsere Augen entzündet und alle Schleimhäute verdorrt hatte. Am Ziel angelangt, brachen wir wie tot zusammen, und er allein sorgte noch für uns, als ob die furchtbare Anstrengung – stundenlang im Sattel – keinen Einfluß auf ihn hätte. Mit heiteren Scherzen überwand er unsere Niedergeschlagenheit und verstand uns einzureden, daß die wie schmutziges Öl fließende Beduinenbutter etwas „Köstliches“ sei.

Eine Orientreise, abseits von der großen Verkehrsstraße, ist übrigens eine ausgezeichnete Vorstudie zur deutschen Kriegsernährung, diese ist dagegen noch das reine Schlaraffenleben. Der Unterschied ist geradezu entsetzlich, wenn man z. B. in Port Said eines der herrlichen Schiffe des Bremer Norddeutschen Lloyd verläßt und nun gleich Bekanntschaft mit dem Orient macht. Karl May bevorzugt auf allen seinen Reisen die Bremer Schiffe, die auch nach meinen Erfahrungen die vornehmsten Schiffe der Welt sind. Auch ich lernte auf meinen verschiedenen Reisen viele Linien kennen, Italiener, Griechen, Orientalen, Franzosen, Engländer, Amerikaner und Russen, aber keine Linie kann sich mit der Bremer messen. Nur durch die Schiffe des Norddeutschen Lloyd wurde mir die See lieb, die mir von einer Reise nach Norwegen der Inbegriff alles Schrecklichen war, da ich arg unter der Seekrankheit gelitten hatte. Auf der „Kronprinzessin Cäcilie“ hatten wir einen Seegang, der die Wellen bis zu vier Stock Höhe trieb, die eisernen Luken mußten geschlossen werden, und dennoch entging ich dieser abscheulichen Krankheit. Nur auf einem russischen Schiff hatte ich später noch einmal das Vergnügen, acht Tage seekrank zu sein. Karl May gehörte zu den glücklichen Naturen, die nie seekrank werden. Je toller der Seegang war, desto lieber war es ihm, nichts vermochte ihn vom Deck herunterzubringen, und einmal, als das Wüten der Elemente gar zu arg war, ließ er sich und seinen Stuhl anbinden und blieb dennoch auf Deck; die durchnäßten Kleider störten ihn nicht.

Einen ganz besonderen Reiz hatten für ihn die stillen Mondnächte. Am liebsten sprach er da vom Roten Meer, dort benützte er in keiner Nacht seine Kabine und ein Teil seiner „Himmelsgedanken“ entstand dort. Diese „Himmelsgedanken“ sind fast durchweg Nachtschöpfungen. Einen Teil davon schrieb er am See Genezareth auf dem Dach des französischen Klosters in Tiberias. Später führte er auch mich dorthin, doch wurde mir nicht erlaubt, es zu betreten. Für den See Genezareth hegte Karl May eine große Vorliebe; als er seine weiten Ufer umkreiste, stieß er auf die Haddediñn, die von der Not der verbrannten Steppe bis dorthin getrieben waren. Sie verkauften junge Kamele, um Lebensmittel dagegen einzutauschen, zu lächerlich geringen Preisen. Diese Tatsache bestätigte mir später Pater Bieber, der Direktor der deutschen Palästina-Gesellschaft in Kapernaum, gelegentlich eines Besuches bei ihm, wo ich den ersten Kaffee mit Ceylon Cardamum gewürzt trank, den die Mekkapilger mitbringen und der dort als etwas ganz unerhört Kostbares gilt. Bei Pater Bieber fanden wir auch Karl Mays Werke. Er selbst ist ein begeisterter Leser und er erzählte uns, daß Karl May sein Lehrer im Umgang mit den Beduinen gewesen sei. Jetzt gilt er dort unter diesen Leuten als Berater und Helfer in allen Lebenslagen. Er ist ihr Richter und Arzt, gestattet sich auch zuweilen einen Scherz mit ihrer kindlichen Einfalt. Einer davon mag zur Probe hier angeführt werden.

Die Lehre Mohammeds verlangt Nachkommen, und zwar Söhne, je mehr, je besser, mindestens aber einen einzigen Sohn, damit dieser für die Seele des Vaters bete. Eines Tages kommt ein schon vom Alter gebeugter Beduine zum Pater Bieber und klagt ihm, daß er kinderlos sei, sich aber soeben ein junges Weib genommen habe; er möge ihm etwas geben, daß er einen Sohn bekomme. Der Schalk sitzt dem guten Pater im Nacken, er heißt den Mann warten und formt ihm schnell zwölf Brotkugeln; diese übergibt er ihm, mit der Anweisung, jeden Abend davon eine zu genießen, aber eine Stunde vorher und eine Stunde nachher nicht zu sprechen. Dann werde sich der gewünschte Erfolg einstellen, vorausgesetzt, daß er keinen Fehler begehe. Längst hatte der Pater den Scherz vergessen, da eines Abends schon nach Sonnenuntergang klopfte es am Tor und eine Ziege blökt. Beim Nachschauen erkennt er seinen alten Beduinen. Er bringt ihm als Dank eine Ziege, die Pillen hatten geholfen ...

Die Einsamkeit und das ewige Einerlei müssen belebt werden und keiner war mehr geeignet, seinen Posten dort am feierlichen See Genezareth auszufüllen, als der liebe, gute Pater Bieber. Noch gern denke ich an die schönen Stunden, die wir bei ihm verlebten. Wenn ich ihn und sein Heim anschau, wie ich es mit mitgenommen habe im Bilde, kommen all die schönen Erinnerungen jener Zeiten wieder. Solange Karl May lebte, stand er in Verbindung mit all den Bekannten aus jenen Zeiten; nun ist's stiller und stiller geworden, vielleicht haben sich auch schon manche wieder um ihn versammelt in jenem Reich, in dem er jetzt weilt und dem wir alle zupilgern, zuerst vielleicht

Ihre alte

Klara May.

## **Old Shatterhand und Buffalo Bill.**

Von Klara May.

Karl May war kein Freund des Indianerfeindes Buffalo Bill<sup>1</sup>, des Obersten Frederick William Cody, der lange Jahre hindurch in amerikanischen Diensten tätig war, dem roten Manne alle Lebensbedingungen abzuschneiden. Aushungern war von je eine Methode der Angelsachsen, um Gegner zu besiegen. Buffalo Bill leistete da den eroberungslüsternen Yankees gute Dienste, indem er die Büffelherden vernichtete und den Indianern auf diese Weise das Fleisch nahm. Diese Leistung trug ihm seinen Kriegsnamen ein; ungefähr 5000 Büffel tötete er mit seinen weißen Jägern. Auch als Kundschafter leistete er den Yankees gute Dienste. Als die vollkommene Niederwerfung der roten Rasse erreicht war, wußte sich der gewandte Mann neue Einnahmequellen auf abenteuerlichem Wege zu verschaffen. Amerika bedurfte seiner Dienste nicht länger, und so beschloß er, der Welt die Rasse zu zeigen, die er zu vernichten geholfen hatte.

Er sammelte eine Indianerbande, Cowboys, Rauhreiter, wilde Pferde und eine kleine Büffelherde und begann eine Reihe von Vorstellungen in den Hauptstädten Amerikas. Mit dieser Wild-West- Show, wie er es nannte, erwarb er sich rasch die Volksgunst. Er spielte in fast jeder Stadt und Union und unternahm auch eine Reihe von Reisen durch die Großstädte Europas. Der Zulauf war riesenhaft, denn einen wirklichen Indianer hatten bis dahin nur wenige gesehen. Willig bezahlte man für die Bereicherung seiner Kenntnisse.

So kam Buffalo Bill mit seiner Völkerschar wieder einmal nach Dresden. Auch ich hatte bis dahin noch keinen Indianer gesehen und plagte meinen Mann, der an ihn von Oberst Cody ergangenen Einladung Folge zu leisten und ihn zu besuchen. Ungern willigte er ein, gab aber doch meinen Bitten nach und wir meldeten uns an, zwei Stunden vor der Vorstellung. Der alte Herr empfing uns in liebenswürdigster Weise, vor der selbst die Steifheit Karl Mays etwas schwand, der ihn übrigens schon vor Jahren einmal kennen gelernt hatte und dem es schwer fiel, seine Abneigung gegen den Feind der roten Rasse zu verbergen. Cody erzählte uns von seinen Schauluststellungen und verriet manches Mittelchen, das er bei seinen Kunststücken anwandte. Zu seinen Schießkünsten zum Beispiel verwendete er nicht die Kugel, sondern Schrot; so konnte er die in die Luft geworfene Glaskugel niemals verfehlen. Wir mußten alle seine Einrichtungen in Augenschein nehmen und von seinen Erzeugnissen kosten. Buffalo Bill hatte sich fast vollkommen von der Außenwelt unabhängig gemacht; seine Leute brauchten das Lager nicht zu verlassen. Da gab es eigene Küchen, eigene Fleischerei, eigene Bäckerei, Werkstätten, wo alles erneuert und ausgebessert werden konnte, was man brauchte. Es war eine Welt für sich und zwar eine aus dem einst wilden Westen, von dem ich dann Jahre später im Amerika kaum noch Spuren fand.

Die Indianer, deren Hauptvertreter uns vorgestellt wurden, waren nach Art ihrer Vorfahren gekleidet, bzw. nicht gekleidet: die dunkle, sammetweiche Haut hielt ich öfter für enganliegende Kleidung, da die Farben der sie umgebenden Hüllen oft ganz in die Hautfarbe übergingen. Mit einigen dieser Indianer unterhielt sich Karl May längere Zeit in ihrer Muttersprache; ich verstand natürlich nichts davon. Cody mußte aber wissen, wovon die Rede war, denn er lachte, klopfte Karl May auf die Schulter und sagte: „Sie sind ein Idealist, mein Lieber; nur das Recht des Stärkeren und Schlauerer gilt.“ Auch der Indianer schien diesen, in englischer Sprache geäußerten Satz verstanden zu haben (Cody verstand kein Deutsch und sprach nur englisch), denn sein Gesichtsausdruck veränderte sich und Haß schien in seinem schönen, dunklen Auge aufzuflammen. Noch ein paar mir unverständliche Worte wurden zwischen meinem Mann und dem Indianer gewechselt,

---

<sup>1</sup> Anfang 1917 ist Buffalo Bill gestorben. Er war in Scott Country, Iowa, am 26. Februar 1845 geboren. Seine Landsleute haben ihm inmitten der Prärien westlich des Missouri ein Denkmal errichtet.  
Die Herausgeber.

dann verließen wir das Zelt, um ein anderes zu betreten, in dem Frauen arbeiteten.

Karl May war von diesem Augenblick an zugeknöpft und ziemlich einsilbig. Er lehnte es auch ab, nach der Vorstellung noch ein Stündchen mit Cody zu verplaudern; er habe etwas Unaufschiebbares vor. Auch die mir erst versprochene Einladung Codys unterblieb.

Als ich ihn fragte, warum er dem lebenswürdigen, alten Herrn gar so zurückhaltend begegnet sei, da sagte er mir, es ginge gegen seine Natur, mit dieser gleißenden Schlange zusammen zu sein, die sich nicht scheue, mit Menschenseelen Handel zu treiben; er habe mir mit diesem Besuch ein großes Opfer gebracht, und nun möchte er nichts mehr davon hören.<sup>2</sup>

Jahre später erst vermochte ich zu verstehen, was damals die Seele Karl Mays bewegte, der im roten Mann wie in jedem Menschen den Bruder sah. Wir besuchten die weiten, abgelegenen Reservationen der heutigen Indianer Nordamerikas. Stundenlang ritten wir still durch die wundervollen einsamen Wälder zu den Indianerniederlassungen, und dort sah ich die schönen, dunklen Augen wieder, die so scheu und ängstlich den Fremden entgegensehen, wie die eines gefesselten Rehes im Walde. Im Walde – seiner Heimat – aber gefesselt.

---

<sup>2</sup> Später hat Karl May sich gelegentlich einer herben Kritik über die minderwertigen Indianergeschichten bitter geäußert: „Seit wann erscheint solcher Schund? Seit dem ersten Auftreten von Buffalo Bill und Konsorten. Seit dem Erscheinen jener Wild-West-Schaustellungen, bei denen rote Räuber, rote Diebe, rote Schurken, rote Mörder die Hauptrolle spielten. Und die, welche diese niederträchtigen, verlogenen Rollen gaben, waren Indianer! Sie taten das für Geld! Sie zogen bei uns herum! Sie schrieten und brüllten ihre Kriegsgeheule! Sie schmückten sich mit falschen Federn! Sie beschlichen und bestahlen einander! Sie überfielen einander! Sie knallten einander nieder! Sie mordbrennerten! Sie überfielen die weißen Jäger, die Postkutschen, die Ansiedlungen! Das alles haben uns die Buffalo Bills, die Texas Jacks und anderen zu hundert Malen gezeigt, und wir mußten es bezahlen. Und was der Deutsche bezahlt, das hält er fest. In allen diesen Wild-West-Shows wurden die niederträchtigen Schufte von Indianern dargestellt. Sie gaben das, was sie mimten, für Wahrheit aus. Es war unsere Pflicht, es ihnen zu glauben, und der Ungebildete glaubte es ihnen auch wirklich. Ist es da ein Wunder, daß sie in den jetzigen Schundheften das alles wiederfinden, was sie uns an blutrünstigen Grauenhaftigkeiten vorgelogen haben?“  
Die Herausgeber.

## Omar - Hassan.

Von Klara May.

Die Leser von „Friede auf Erden“ erinnern sich an Sejjid Omar, der in den Straßen von Kairo Karl May auffiel und später sein treuer Diener wurde. Wie ich selber seine Bekanntschaft machte, das werde ich hier kurz berichten.

Lang war die Trennung gewesen, die Karl May uns fernhielt<sup>3</sup> und wir harrten auf den Augenblick, der ihn uns wiedergeben sollte. Endlich war jener Augenblick gekommen, und es ist wohl begreiflich, daß wir nur Karl May sahen und erst viel später merkten, daß noch ein bronzefarbener Gesell im langen Kaftan zu uns gehörte. Rechenschaft kann ich mir heute darüber nicht mehr geben, wann Omar, dessen Name eigentlich Hassan ist<sup>4</sup>, Gegenstand meiner näheren Beachtung wurde. Ich weiß nur, daß Karl May sagte, sein Diener hätte vor Entsetzen die Sprache verloren, als er uns „unverschleiert“ gesehen hätte und die schöne Rede, die er dem „Harem“ seines Herrn halten wollen, sei ins Innerste seiner Brust versunken und sein scharfsinniges Gehirn vermöchte sie nicht mehr heraufzuholen. So muß es jedenfalls auch gewesen sein, denn Omar-Hassan oder Hassan-Omar brachte keinen Laut über die Lippen, als seine Person in den Vordergrund gerückt wurde.

Erst nach und nach wich der Bann, und auch mir war es vergönnt, seine Beachtung zu finden, die zuletzt sogar in einem Brief endete, den er mir lange nach unserer Heimkehr durch einen Straßenschreiber in Kairo anfertigen ließ und der also beginnt:

„Liebe Klara, wie geht es dir?“

Würde ein Deutscher, überhaupt ein europäischer Diener sich eine solche Anrede gestatten, so würde man nicht so herzlich lachen, wie wir es taten. Er erkundigte sich in dem Schreiben auch nach dem Ergehen von „unse Herr“. „Unse Herr“ war nämlich Karl May. Omar, der braune Edelstein, verlangte von jedem Menschen, der ihm im Hotel begegnete, daß er wissen müsse, daß mit „unse Herr“ Karl May gemeint war. Lustige und manchmal auch weniger heitere Szenen hatte dieses Auftreten des braunen Burschen zur Folge. Er war ein Sprachgenie; er radebrechte etwas Englisch und auch einige deutsche Brocken waren sein Eigen, zu diesen gehört das Bedeutsame „unse Herr“. Man konnte sich ihm verständlich machen, ohne dabei viel von seiner Muttersprache, dem Arabischen, in Anwendung bringen zu müssen. Das war für mich gut, denn das Arabisch stellte sich mir als ein feindliches Ungeheuer entgegen und jedenfalls wäre eher ein Kamel durch ein Nadelöhr gegangen, als daß ich eine Professur für Arabisch erlangt hätte. Mit vieler Mühe brachte mir Karl May einige Sätze bei, die mir aber meist entfallen waren, wenn ich sie am nötigsten hatte. Doch mit Omar-Hassan ging die Sache; aus einem internationalen Sprachgemisch wurde ein Verständigungsbrei fertig, der uns in all den Monaten des Beisammenseins gute Dienste leistete. Der gute Mensch hing zuletzt so sehr an uns, daß er seine Familie verlassen und mit uns nach Europa gehen wollte. Der Abschied in Beirut war schwer, er kam noch einmal auf den russischen Dampfer, der uns nach Griechenland bringen sollte und bat, mitgenommen zu werden. Seine Frau, die ich im Bilde mit seinen übrigen Angehörigen festgehalten habe, übte offenbar gar keine Anziehungskraft auf ihn aus. Omar hatte auf den Reisen mit Karl May doch mehr kennen und schätzen gelernt, als vielleicht für seine Verhältnisse gut war. Ich hatte sein Haus und die Seinen gesehen und konnte ihm nachfühlen, daß das Wiederhineinpassen in die Enge für ihn keine leichte Sache gewesen sein wird.

Für uns Europäer hat das orientalische Haus manches Sonderbare, und die wunderlichsten Geschmacksverirrungen begegnen uns da. Bei unserem Hassan war das schönste Prunkstück im Raum eine Steingut-Tunkenschüssel wegen ihrer jeden Menschen sonderbar erscheinenden Form; man hatte natürlich keine Ahnung, wie und wozu dieser Gegenstand bei uns Verwendung findet. Aber auch in den Häusern der Reichen und sogar an geweihten Orten finden sich absurde Dinge; so sah ich in einem mit orientalischer Pracht ausgestatteten Hause in Damaskus böhmische Spiegelglaswaren, in Gräbern Milchglaslampen, wie man sie für zehn Pfennig in Vogelwiesenbudon gewinnen kann.

<sup>3</sup> Vgl. Bd. „Ich“ S. 482 f. und 545 f.

<sup>4</sup> Vgl. Bd. „Ich“ S. 553.



Verzerrt, in greller Form und Farbe zieht das Europäische ins orientalische Leben ein. Unseres Hassan Frau hatte darauf bestanden in europäischer Kleidung vor mir zu erscheinen und selbst die Prügel ihres „Gebieters“ vermochten nicht, sie in die ihr passenden Hüllen zurückzuzwingen; sie kam sich sicherlich ebenso schön vor, wie sie mir häßlich erschien in dem Aufzug. Denn sie hatte keine Ahnung, daß solchen Plunder, wie ihn die Industrie als Blendwerk schafft, bei uns nicht die ärmste Arbeiterfrau tragen würde. – Grellfarbener Kattun mit großen bunten Blumen und darauf plumpe, weitmaschige, vogtländische Gardinenspitze, mit zitronengelben oder grasgrünen Schleifen; abscheuliche Zusammenstellungen, daß die Augen schmerzten, und durchaus unkleidsam. Die Bronzehaut verträgt keine jubilierenden Farben. Instinktiv fühlte das bisher der Orient, deshalb hat er besonders in seinen alten Teppichen und Fayencen so wundervolle Farbtöne, die keine Gemeinschaft haben mit den modernen Erzeugnissen unserer Anilinfabrikation.

Hassan blieb trotz seiner Frau, was er war, Orientale; nie hat er den Versuche gemacht, sich umzugestalten. Er war sich treu und würde auch seiner Heimat treu geblieben sein, hätten wir ihn mit hierher genommen, denn für ihn gab es nur e i n e schöne Stadt auf der Welt und die hieß Kairo. Aber unsere Regentage, unser Winter, unser grauer Himmel, hätten ihn getötet. So lebt er jedenfalls noch heute in seiner sonnendurchglühten Heimat, zwar nun als alter Mann, obgleich er auch heute noch sagen wird, er sei vierzehn Jahre alt. Bei ihm waren alle vierzehn Jahre, er selber, sein Vater, seine Frau und seine kleinen Neffen. Er hatte als echter Sohn seiner Heimat kein Zeitmaß, dort ist immer Sommer und der Orientale sagt nicht wie der Indianer „Ich sah so und so oft die Erde im weißen Kleide“. Ägypten kennt kein „weißes“ Kleid, vom Schnee gewoben; höchstens das glühendheiße, graue Sandgewand der Wüste, das wie ein Riesenmantel das herrliche Kairo umgibt und es manchmal in einen rötlich grauen Schleider hüllt, Samum.

Wir können im Erinnern an all das Schöne und Erhabene jenes Landes zurückdenken, ohne vor Sehnsucht danach zu sterben, doch nicht so der dort Geborene: seine Seele bleibt dort und zieht ihn zurück und sei es im Tode.

## Das Geburtshaus meines Mannes.

Von Klara May.

Da liegen sie vor mir, die beiden Bildchen. Wenn sie sprechen könnten, was würden sie alles erzählen? Ich verstehe ihre stumme Sprache und vermag ein wenig davon auszuapludern. Könnte ich von allem berichten, was diese einfachen Wände von meines Mannes Geburtshaus umschlossen hielten und miterlebten im Laufe der Jahre, ließen sich wohl Bände damit füllen. Und auch das vergilbte Bildchen von Karl Mays Geburtsort, das meine Leser mit den Hausbildchen zusammen in dem vorliegenden Jahrbuch finden, zeigt kraß die engen Grenzen, in denen sich das Leben der armen Bevölkerung zu jenen dunkeln Zeiten abspielen mußte. Nur ein starker Geist konnte in diesen Engen bestehen und in ihnen Nahrung schöpfen für ein überreiches Leben, überreich an Prüfungen und Erfolgen.

Vom „Weberelend“ hörten vielleicht schon viele; was es aber heißt, selber als ein armes kleines Stiefkind des Glücks darin zu leben, aus ihm hervorzusteigen, das kann kein Mensch restlos erfassen, der nicht in engster Berührung trat mit diesen im Schatten des Lebens geborenen Wesen. Ein ganz kleines Bild von jenem Weberleben können sich diejenigen machen, die nur am Tisch der heutigen Kriegskost zehren, die keine erhöhten Einnahmen haben und keinerlei Bezüge „von hinten herum“. Aber auch dieses Leben ist glänzend, verglichen mit jenem.

Mein Mann erzählte mir zuweilen, wie es in seiner Kindheit war, da in dem einfachen Weberhäuschen. Es geschah meist dann, wenn ich unzufrieden mit seiner einfachen Lebensweise, seinem Essen war, denn das war überhaupt ein heikler Punkt in unserer Ehe. Ich konnte ihm den Mittagstisch nie einfach und bescheiden genug herrichten.

In seinem Geburtshäuschen war Schmalhans immer Küchenmeister, zu jener Zeit ganz besonders. Die Kartoffeln wurden gezählt, und die Schalen fand man genau so schmackhaft wie die köstliche Frucht, und wenn sie auch noch so viel Faulflecke hatte. Als Zuspise wurde in reicher Zeit für die ganze Familie ein Hering gegeben, dem man das Salz nicht abstreifte, in dem er behaglich geruht. Die Kartoffeln wurden mit dem zugeteilten Stück in Berührung gebracht, damit sie etwas von dem Aroma des Fisches annahmen, und erst mit der letzten Frucht wanderte die Beilage in den Magen. So blieb die Einbildung, daß man Hering und Kartoffeln gegessen hatte. Aber so lukullische Genüsse gab es nicht oft. Des Vaters Wochenlohn, zwei Taler, gestatteten solche Ausgaben gewöhnlich nicht; war doch nicht allein für das Essen zu sorgen, sondern auch für viele andere Nebendinge. Dazu kam der überreiche Kindersegen – Karl May hatte 14 Geschwister, von denen er schon in jungen Jahren zehn durch den Tod verlor – und wenn jedes dieser kleinen Wesen auch noch so wenig für sich beanspruchte, im Reiche der Armut war es dennoch viel, und auch damals war der Tod wie die Geburt mit empfindlichen Kosten verknüpft. Wenig konnte in dieser harten Zeit die geplagte Mutter zum Wochenverdienst beitragen, wenig die alte, treue Großmutter. Aber alle halfen, so gut es eben ging. Alle nähten Handschuhe mit der Hand; denn Maschinen gab es noch nicht, und wenn in der Woche auf diesem Wege noch zwei gute Groschen besonders verdient waren, dann konnte man daran denken, ein „Fest“ zu feiern.

Man kaufte dann Dreierbrötchen und zwar alte, weil der Bäcker davon mehr gab als von frischen. Ein bißchen Schimmel machte nichts aus; im Gegenteil, von der schimmligen Sorte gab es ja noch mehr, und deshalb waren sie beliebter. Diese Dreierbrötchen wurden jedem zugeteilt. Die Mutter bereitete dann einen dünnen Kaffee, und die Wirtschaftskasse spendete drei Pfennige für Zucker, um das Gebräu zu süßen. Heiß kam es auf die eingeschnittenen Dreierbrötchen, weichte sie auf und machte sie auf diese Weise eßbar. Aber ein solches Festessen konnte man sich nur selten leisten; in der übrigen Zeit ersetzte Schwarzbrot diese Leckerei, und auch der Zucker fehlte.

Diese Wochenspeise war meines Mannes Hauptnahrung, so daß er sich an sie gewöhnt hatte und bis zu seinem Ende mit Vorliebe trockenes Brot und schwarzen Kaffee zu sich nahm als einzige Mahlzeit, ohne Zucker, ohne Milch; nur den einstigen, jetzt ach so modernen Kriegskaffee liebte er nicht mehr; darin war er ein Feinschmecker geworden. Die beste Bohnensorte wollte er, und der Kaffee mußte so stark wie möglich gekocht sein. Aus Sumatra hatte er sich einmal einen Zentner feinsten Kaffee mitgebracht; den bereitete er

für seine Gäste nach dortiger Art mit Vorliebe selber und konnte davon unglaublich viel genießen.

Die Gewohnheit des Einfachen war ihm aber auch in allem andern Essen geblieben. Eine Schüssel Quark und Kartoffeln – das war ihm lieber als die erwählteste Speisenfolge.

Butter gab es in dem Weberhäuschen noch weniger, als heute die Kriegszeit uns vergönnt. Hammeltalg mußte zu allem dienen, weil er damals das billigste war. Dennoch war man zufrieden, wenn man sich nur an Kartoffeln sättigen konnte, aber oft war auch das nicht möglich. Und es wird noch nicht vergessen sein, daß einmal in einem dieser erzgebirgischen Weberdörfer fast kein einziger Mann an seinem Webstuhl war; alle saßen sie wegen Diebstahls. Die Not der Familie, der nagende Hunger, zwang die Ärmsten, die Schranke des Gesetzes zu übertreten, die straflos der Besizende heute tausendfach übertritt. Einen kleinen Begriff von dem Weberelend der Vergangenheit gibt uns dieser Krieg. Dinge, an die wir sonst nicht dachten, treten auch uns heute breitspurig in den Weg, wie damals jenen Armen.

Oft mußten die Kinder zu den Wohlhabenderen gehen und um Kartoffelschalen bitten, aber auch diese gab man nicht gern, da diese Besizenden die Abfälle vom eigenen Tisch für ihr Vieh brauchten. So kam es, daß manche Nacht der Hunger die Kinder quälte und Wasser ihn nicht stillen wollte. Unerbittlich harte Strafen mußten verhängt werden, um Hungergequälte einigermaßen von Übertretungen der scharfen Gesetze abzuschrecken. Zeit und Gesetz überboten einander in mitleidloser Härte.

Viel hat sich geändert seit jenen Tagen. Ein alter Herr, ein Oberstaatsanwalt, sagte mir unlängst, heute wären solche Strafurteile wie damals nicht mehr möglich. Man ist menschlicher geworden, aber um so unmenschlicher ragen die Tatsachen der Vergangenheit in die Gegenwart hinein ... Ein anderer moderner Richter, auch schon ein alter Herr, den sein Beruf im späteren Prozeß meines Mannes gegen seine Widersacher zwang, Einsicht in alles zu nehmen, was sich einst abspielte, sagte unserem Anwalt: „Heute würde sich kein Richter finden, der einen Karl May verurteilt.“ Er hatte jene „Dämmerzustände“ richtig erkannt, die damals den Psychiatern noch dunkel waren.<sup>5</sup>

Doch zurück zum Weberhäuschen. Oben unter dem Dach war die Schlafstätte der heranwachsenden Kinder in der treuen Obhut der Großmutter. Im ersten Stock wohnten die Eltern mit den kleinsten Geschwistern. Zu ebener Erde ist nur ein Raum, in ihm stand eine Wäschemangel; sie brachte „viel“ Geld ein, manchen Tag einen Dreier und mehr; dafür gab es dann aber auch wieder Tage, an denen des Geschäft nicht „blühte“.

Die Wurzeln des alten Weberhäuschens stecken in einem mittelalterlichen Boden; viel Leid ging daraus hervor und doch auch manche stille, bescheidene Freude. Der einfache Hausrat ist nicht ohne Poesie, so plump und bunt er uns auch erscheint. Alles ist Heimarbeit, eigenartig und paßt in den Rahmen. Der Webstuhl nimmt den breitesten Raum im Zimmer ein, dann kommen der große Eßtisch und das Bett, die wichtigsten Gegenstände eines solchen Haushaltes; aber auch die selbstverfertigte Weihnachtspyramide fehlt nicht, denn dort kennt man nicht den grünen Weihnachtsbaum.

Aus Holz schnitzt man sich eine Pyramide und umgibt deren Fuß mit einer Krippe, den Aposteln und all den lieben, vertrauten Gestalten aus der Bibel. Schon lange vor dem Feste ist die Weihnachtspyramide mit ihrem Schmuck ein Ereignis, dem man sich nach des Tages Arbeit widmet. Aus Gold- und Silberpapier schneiden fleißige Hände neuen Schmuck, Blumen und Ketten; vielleicht auch einen neuen Engel. Wochenlang wird das Fest besprochen. Und ist dann endlich die feierliche Stunde da, in der die Familie beim matten Kerzenschein die wenigen und durchweg nützlichen Gebrauchsgegenstände einander beschert, dann ist man in der Weberfamilie ebenso glücklich wie in vom Schicksal begünstigteren Kreisen. Noch lange leuchtet der Stern der Liebe in den Herzen nach und erhellt mit freundlichem Glanz ihr Dasein.

Heute ist diese bittere Armut in den erzgebirgischen Weberdörfern nicht mehr so zu finden wie damals vor fünfzig Jahren. Heute haben große Fabriken die Hausweberei fast ganz aufgehoben. Alles ist anders, und Gott sei dank, meistens besser geworden; so furchtbar wie zu meines Mannes Jugendzeit ist die Not nicht mehr, und um ein paar Lichtstümpfchen zertritt man heute nicht mehr das Leben eines Menschen und gibt

---

<sup>5</sup> Dr. R. Hennig behandelt in seinen wissenschaftlichen Abhandlungen viele analoge Fälle. Gleich ihm hat eine große Zahl Wissenschaftler diese abnormen Erscheinungen bei hervorragenden Menschen festgestellt, die nicht, wie einst mein Mann, durch qualvolle Enge in Not und Verzweiflung getrieben wurden. Sagt Friedrich Nietzsche: „Der Dichter hat eine Nachbarschaft zum Verbrecher.“ Wüßte man, wie eine Tat, die uns Untat scheint, entstand, wer weiß, ob sie dann uns noch Untat schiene? Hermann Popert schildert in seinem vorzüglichen Buch „Harringa“, herausgegeben vom „Dürerbund“, wie der urteilende Richter die Entstehung der Schuld nachprüfen soll, bevor er zu einem Urteil schreitet.

ihn dem Wahnsinn preis. Mir war es oft unverständlich, wie man ein Herz voll Liebe und Gottvertrauen behalten konnte bei all den unbarmherzigen Schlägen, die Unverstand und Unduldsamkeit ausgeteilt hatten. Und doch – wenn mein Mann von seiner reizlosen Heimat sprach, lag so viel verklärende Liebe über allen seinen Worten, daß sie in der Erinnerung schön wurde. Für alles Harte hatte er Milderungsgründe und für jedes Vergehen an ihm selber nur Verzeihung. „Es mußte so kommen, wie es kam,“ sagte er mir dann oft, „ich mußte die Hölle des Lebens kennen lernen, um durch sie umso sicherer den Himmel zu finden und ihn denen zu zeigen, die nach ihm verlangen.“ Nie hatte er ein böses Wort für seine Peiniger; mit gleicher Herzenswärme umfing er Freund und Feind, Gegenwart und Vergangenheit.

So blieb er auch innerlich verwachsen mit dem alten Bau, und die kleinen munteren Eidechsen in unserem Garten mögen ihn an seine Lieblinge im Froschteich des Weberhausgärtchens erinnert haben. Der Garten hinter dem Weberhäuschen ist verschwunden wie lange vorher schon der „Froschteich“. Bald mag auch wohl das morsche Häuschen der Fabrik verfallen, die schon den Garten verschlang. An Karl Mays Liebe zu den kleinen munteren Eidechsen in unserem Garten lernte ich verstehen, wie lieb ihm seine Frösche einst gewesen sein mögen. Die kleinen Eidechsen kannten ihn ganz genau; es war reizend zu sehen, wie sie mit ihm gingen, wenn er im Garten arbeitete. Einmal hatten sie ihr Nestchen unter den Deckbrettern des Frühbeetes angelegt; da unterließ er die geplante Frühzucht, nur um die Bretter nicht aufheben zu müssen. Alle Tage besuchte er die kleine Brut, und diese wurde so zutraulich, daß sie ihm auf die Hände lief, worüber er sich wie ein Kind freute. Karl Mays Tierliebe war ja überhaupt beispiellos; an Hunden und Pferden hing er wie an Menschen. Seinem innigen Wunsche, sich selber Pferde zu halten, setzte ich keineswegs nur wegen der Kosten Widerstand entgegen, sondern hauptsächlich deshalb, weil ich befürchtete, daß die Tiere entweder mit ihm das Zimmer oder er den Stall mit ihnen geteilt hätte.

Karl May war eben so überreich an Liebe, daß er sie mit vollem Herzen verschenkte, an Menschen und an Tiere. Im Weberhäuschen hingte er sein Herz, da man sich noch nicht einmal den Luxus eines Hundes gestatten konnte, an seine quakenden Freunde; und so haben auch die Mauern seines Vaterhauses trotz aller Armut ihm ein Stückchen Glück umschlossen und ihm die Kraft mitgegeben, daß er in den furchtbaren Kämpfen des Lebens nicht zerbrach. Denn mit seinem Abschied aus dem Weberhaus war wohl der erste Schritt hinabgetan in jene unbarmherzige Hölle, der wieder zu entsteigen es eines fast übermenschlichen Willens bedurfte. Und der schmale Sonnenschein, der kleine Streifen Licht, den das Weberhaus ihm gönnte, war ihm in der Hölle des Lebens wohl das einzige Zeichen, das über aller Finsternis und über allen schwarzen Wolken unvergänglich und liebevoll die Sonne thront. Diese Kraftquelle und diese Gewißheit ermöglichten es ihm, lichte Höhen zu erklimmen, weitab vom armen Weberhaus, bis zu seinem Beit-y-Chodeh, das er erbaute, rosenumwoben, und das seine Seele in der Todesstunde betrat, hinaufgetragen von der tausendfältig zurückgegebenen jubelnden Liebe aller derer, die ihn lesen und verstehen.

## Winnetous Testament

Von Klara May.

Sowohl bei mir als beim Karl-May-Verlag laufen häufig Anfragen danach ein, wie sich mein Mann die Fortsetzung und den Abschluß zu seinem letzten Werk „Winnetous Erben“ gedacht hatte. Die Art, wie er dieses Buch selbst aufgefaßt wissen wollte, finden die Leser ja bereits in Band 34 der gesammelten Werke „Ich“, S. 575–577 niedergelegt, und ich will heute aus meiner Erinnerung etwas über die von ihm geplante, aber nicht mehr zur Ausführung gekommene Fortsetzung „Winnetous Testament“ erzählen.

Der Gedanke schließt sich sehr eng an das Werk „Und Friede auf Erden“, sowie an die beiden Bände „Ardistan und Dschinnistan“ an, und mit ihm hängt jene letzte Amerika-Reise zusammen, von der Karl May in „Winnetous Erben“ berichtet und auf der ich ihn begleitete<sup>6</sup>. „Winnetous Testament“ sollte zwei Teile umfassen, in denen Winnetou selber in der Ich-Form zu seinen Testamentsvollstreckern sprach. Der

### 1. Teil

war als geschichtsphilosophischer Rückblick gedacht; ein weites Zurückgreifen auf die in grauer Sage vernebelnde Zeit der Entstehung der Indianerberichte, die sich forterben von Geschlecht zu Geschlecht und meldeten, daß die ersten Besiedler Amerikas auf einer Inselkette von China herüberkamen. Die Inseln selbst sind im Laufe der Zeiten vom Meer verschlungen worden und man vermag ihre Lage nur noch ungenau zu bestimmen. In zeitgemäßer Folge sollten die Geschicke der hervorragendsten Nationen an der Seele des Lesers vorüberziehen. Der Kultur der hochentwickelten Tolteken, die nur e i n e n Gott anbeteten, war ein breiter Raum zugedacht, ebenso den grausamen Azteken, die sich trotz ihres Hochstandes doch so weit erniedrigten, daß sie bei ihren schwelgerischen Gelagen das Fleisch ihrer Feinde verzehrten.

Der Eroberung Amerikas durch die weiße Rasse sollte ein besonderer Platz eingeräumt werden, denn es ist eine tiefe Schuld des alten Europas, daß es gerade die Religion der Liebe und Güte mit den blutigsten Grausamkeiten über den Ozean trug. Nein, Karl May wollte auch hier zeigen, wie nur das Christentum der Duldsamkeit und des Verstehens den Grundstein bilden darf beim Aufbau zum Edelmenschentum, das unter allen Umständen erstrebt werden muß. Alles Emporstreben ist ein Trug, solange der Mensch den Menschen nicht als ein der Gottheit entstammendes Wesen achtet. „Du sollst nicht töten“ darf nicht nur ein Gesetz für den Einzelnen sein, sondern muß auch das erste Völkergesetz sein. Nicht die Erfindung von Vernichtungswerkzeugen, sondern geistige und seelische Eigenschaften adeln und heben ein Volk. Achtung und Liebe lassen sich nicht mit Pulver und Blei erzwingen.

In vielen Beispielen sollte nachgewiesen werden, daß der kriegerische Weg zur Macht in Wirklichkeit nur der Weg zur Vernichtung der Nationen war. Vergehen wird alles, wenn nicht endlich der erlösende Gedanke siegt, daß der Krieg für immer verbannt werden muß. Zwistigkeiten unter den Völkern müssen durch ein Schiedsgericht geschlichtet werden. Im Anfang sollen dazu von jeder Nation besonders geeignete Vertreter entsandt, später dafür eigens von jeder Nation Menschen von höchster Begabung herangebildet werden, die befähigt sind, ein Urteil zu fällen, von dem das Wohl der Völker abhängt. Verstehende Liebe sollen regieren, nicht Schwert und Flinte in den Fäusten der rohen Gewalt. Dem einzelnen Individuum wird von Jugend auf mit der Religion die Achtung vor dem Nebenmenschen als einem Geschöpf Gottes eingepflegt. Liebe und Duldsamkeit werden von klein auf gepflegt und geübt. Alles Rohe, Bestialische wird unterbunden, damit es wie ein unbenütztes Glied nach und nach absterbe und bei späteren Geschlechtern gar nicht mehr mitgeboren werde.

An der Hand von Vergangenen sollte nachgewiesen werden, daß die bisherigen Wege falsch waren, weil auf ihnen keine Besserung der Lage, kein Friede, kein Glück zu erreichen waren. Diese Erkenntnis leitet hinüber zum

---

<sup>6</sup> Bd. „Ich“, S. 547 – 549.

## 2. Teil

des Testaments, in dem verschiedene Wege gezeigt werden, wie in Zukunft eine neue Welt aufgebaut werden kann, deren Grundpfeiler aus Liebe bestehen und deren Kuppel wirklich dauernder Friede ist. Diesen kostbaren Zustand zu erreichen, sollten keine Mühen zu groß sein und kein Opfer zu hoch. Ehrliches Wollen erreicht vieles.

Ideengänge ähnlich denen Bellamys in seinem „Rückblick aus dem Jahre 2000“ waren durchgeführt. Ein Hauptgedanke war, daß jede Nation neben ihrer Muttersprache eine durch Wahl zu bestimmende Verständigungssprache haben müßte. In dieser hätte das Völkergericht zu richten, in ihr hätte das Organ dieser Gerichtsbarkeit zu erscheinen und jedem künftigen Menschen müßte es möglich sein, in ihr die Berichte zu verfolgen und die eigenen Gedanken zum Ausdruck zu bringen. Mit der Ausführung dieser Gedanken hätte Karl May bei der Vielseitigkeit des Stoffes noch Bände füllen können.

Am Ende aller seiner Wege stand der Edelmensch. Oft sagte Karl May: „Ich habe alles Elend auf der Welt von der Tiefe aus kennen lernen müssen, um den Menschen sagen zu können, wie es nicht sein soll. Wenn ich mir meine Gemeinde erschrieben haben werde, dann will ich ihnen die Wege zeigen, die zu einem besseren Dasein führen.“

Das Völkerfriedensproblem lag dem ganzen Testament zu Grunde; es sollte der Schlußstein zu Karl Mays Werken werden.

Die unerforschlichen Mächte hatten es anders beschlossen. Der Friedenskämpfer wurde abgerufen, und kurz darauf entbrannte der Weltkrieg.

Möchten Piloten erstehen, die das Schiff der Völker richtig steuern, jenen Zeiten zu, die Jahrtausende ersehnten, die Millionen erstrebten und nie erreichten!

## Marah Durimeh

Wie hätte Karl May die Fortsetzung von „Jenseits“ und „Ardistan und Dschinnistan“ gestaltet<sup>7</sup>?

Von Klara May

Wie oft schon stellte man mir die Frage: Was wollte Karl May nach „Ardistan und Dschinnistan“, nach „Am Jenseits“ schreiben? Neben „Winnetous Testament“<sup>8</sup> sollten „Marah Durimeh“ und „Im Jenseits“ die Schlußsteine zu seinen Reiseerzählungen werden, gleichsam die Krönung auf seinem Gott erbauten Tempel. Gottes Liebe, Gottes Sonne wollte er zu fassen versuchen und sie als ewiges, leuchtendes Symbol über das Irdische im Aether schweben lassen. Seinen felsenfesten Gottesglauben wollte er, vom Irdischen befreit, seinen Lesern als Abschiedsgruß von dieser Welt geben, seine Zuversicht, ja Gewißheit – so nannte er es oft –, daß die Seele weiter lebe und zwar in Regionen, die sie sich selbst verdient, selbst erworben, selbst erkämpft hat. (Das Gleiche drückt ja auch sein Grabspruch aus)<sup>9</sup>.

Für Karl May galten die Gebote des Christentums als Gottesgesetze. Die Liebe stand ihm am höchsten, die ernste Gottes- und Menschenliebe, nicht die tierische, sinnliche Glut mit all ihren nach abwärts führenden Wegen. Er wollte sie vom Mittelpunkt nach aufwärts entwickeln und sah in diesem Bestreben die Lösung und Weiterentwicklung der „Menschheitsfrage“, die ihm die große „Menschheitsseele“, mit der er gleichsam in geheimer, uns unfaßbar scheinender Verbindung stand, anvertraute. (Sascha Schneider hat diesen Gedanken in vielen Bildern Ausdruck gegeben.)

Verwundert wird man fragen: Was heißt das? Das entzieht sich dem Realen. Ja, so ist es. Karl May wandelte zuzeiten in Regionen, wohin ihm niemand folgen konnte. Wie der Mondsüchtige unter dem Einfluß magischer Gewalten selbst mit seinem erdschweren Körper hinausgleitet, wohin der Fuß des realen, normalen Menschen ihn nicht zu folgen vermag, so Karl May. Nur war da sein Körper nicht beteiligt. Allein seine Seele wandelte, magisch angezogen, in unbekannte Fernen. Er kannte diese Zustände. Sie beglückten ihn. Ja, sie befähigten ihn, die Dünste Ardistan zu atmen. Diese visionären Zustände wurden im Alter stärker, klarer. Sein ganzes Sein bekam etwas Prophetisches. Aus diesen Erscheinungen heraus hoffte er die Fortsetzung von „Dschinnistan“, die Fortsetzung von „Jenseits“ zu schreiben. Darum glaubte er, er müsse die „Fülle der Gesichte“ noch seinen Lesern geben und dazu seien noch 20 Jahre Zeit vonnöten<sup>10</sup>. Die abwärts führenden Mächte und ihre Helfer wollten das nicht. Vielleicht hätte es ihr buntes Spiel im Halbdunkel zu früh beenden helfen, zu viele angelockt von ihrer Bahn? Wer vermags zu sagen? Genug. Der Körper Karl Mays zerschellte an den scharfen Klippen menschlicher Gemeinheit. Seine Seele aber löste sich von allen Hemmungen los, und grad seine Sterbestunden bewiesen, daß er in die Berge Dschinnistans eingedrungen war an der Hand seiner Marah Durimeh, umgeben von seinen Gestalten.

Also reine Phantasiegebilde hätten diese letzten Werke enthalten. Innerlich Erschautes, wenn man so sagen darf. Der Grundton dieser überirdischen Symphonie wäre aber wieder „Friede“ gewesen, denn dieses Thema umschwebte alle seine Bilder, die er mir zeigte. Mir ist es heute, nachdem all das Furchtbare durch den Krieg über uns hereingebrochen ist, als ob Karl May hätte dem Unheil vorbeugen wollen. Sein „Friede auf Erden“, sein „Ardistan und Dschinnistan“ sollten vor allen Dingen vom Kaiser, von den Diplomaten, vom einflußreichen Menschen gelesen werden; das war seine mir angedeutete Hoffnung. Fieberhaft arbeitete er an diesen Werken, es war eine Hast in ihm, als ob er sie gar nicht schnell genug beenden könne. Mehr als je marterte es ihn, daß grad in der Zeit, als diese flehenden Bitten der Menschheitsseele durch ihn hinausgetragen wurden in die Welt, die Stimmen seiner Gegner sich erhoben, wie Sturmesbrausen in wild bewegter See, so seine Bitten, seine Warnungsrufe ertötend und wirkungslos machend.

Es drücke ihn tief nieder, daß sein heiligstes Bestreben am wenigsten Beachtung fand, und dieser Erkenntnis ist es vielleicht auch mit zuzuschreiben, daß er in seinen letzten Lebensjahren den Gipfel seines

<sup>7</sup> Vgl. hierzu Band „Ich“, S. 561, 573, 578.

<sup>8</sup> 3. Jahrbuch (1920), S. 89.

<sup>9</sup> Abgedruckt in Band „Ich“.

<sup>10</sup> Vgl. Band „Ich“, S. 581.

Schaffens, die Berge von Dschinnistan nicht eifriger zu ersteigen strebte. Der Vortrag, den er 8 Tage vor seinem Tod in Wien<sup>11</sup> hielt, schien einen Wandel bringen zu wollen. Der berauschte Jubel, der ihn dort umfing, und das Uebermaß von Liebe, die ihm entgegenströmte, ließen sein ganzes Sein neu aufleben; begeistert rüstete er sich zu neuem Höhenflug, um Schönes und Großes für seine Leser herabzuholen. Vielleicht ging sein Flug zu weit, vielleicht waren es andere Hemmungen? Der Flieger kehrte nicht wieder, und so kann man mit Friedrich Nietzsche in einem seiner Aphorismen auch im Hinblick auf Karl May sagen:

Wir Luftschiffer des Geistes! – Alle diese kühnen Vögel, die ins Weite, Weiteste hinausfliegen, – gewiß! irgendwo werden sie nicht mehr weiter können und sich auf einen Mast oder eine kärgliche Klippe niederhocken – und noch dazu so dankbar für diese erbärmliche Unterkunft! Aber wer dürfte daraus schließen, daß es vor ihnen **keine** ungeheure freie Bahn mehr gebe, daß sie so weit geflogen sind als man fliegen **könne**! Alle unsere großen Lehrmeister und Vorläufer sind endlich stehen geblieben, und es ist nicht die edelste und anmutigste Gebärde, mit der die Müdigkeit stehen bleibt: auch mir und dir wird es so ergehen! Was geht das aber mich und dich an! **Andere Vögel werden weiter fliegen!** Diese unsere Einsicht und Gläubigkeit fliegt mit ihnen um die Wette hinaus und hinauf, sie steigt geradewegs über unserem Haupte und über seiner Ohnmacht in die Höhe und sieht von dort aus in die Ferne, sieht die Scharen viel mächtigerer Vögel, als wir sind, voraus, die dahin streben werden, wohin wir strebten und wo alles noch Meer, Meer, Meer ist! – Und wohin wollen wir denn? Wollen wir denn **über** das Meer? Wohin reißt uns dieses mächtige Gelüste, das uns mehr gilt, als irgendeine Lust? Warum doch gerade in dieser Richtung, dorthin, wo bisher alle Sonnen der Menschheit **untergegangen** sind? Wird man vielleicht uns einstmals nachsagen, daß auch wir, **nach Westen steuernd, ein Indien zu erreichen hofften**, – daß aber unser Los war, an der Unendlichkeit zu scheitern? Oder, meine Brüder? Oder? –

(„Morgenröte“.)

---

<sup>11</sup> Band „Ich“, S. 507.



## In den Ruinen von Baalbek und Palmyra

Reiseerinnerungen von Klara May

Welche Erinnerungen weckt der Name Baalbek in mir! Vor mehr als zwanzig Jahren stand ich mit Karl May auf dieser großartigsten Trümmerstätte der Erde.

Von Beirut in Syrien führte unser Weg zu Bahn bis Mu'allaka. Dort endete die Bahn und zu Roß ging es weiter in die rote, sonnendurchglühte, fruchtbare Ebene bis Baalbek. Schon lange vor dem Erreichen des Zieles grüßen sechs gewaltige Säulen, die wie riesige Ausrufungszeichen zum Himmel ragen, den Reisenden. Sie gehören zur Akropolis, einst der Stolz von Heliopolis, so hieß Baalbek, die Sonnenstadt. Das etwa 7½ Meter hohe Portal des Sonnentempels allein ist es wert, die Reise dorthin zu unternehmen, ist doch der Sonnentempel der schönste und besterhaltene Syriens. Genien steigen in Blumen und Rebengewinden hinauf. Ein Adler, das Symbol der Sonne, hält im Schnabel lange Bänder und Blumengirlanden, deren Enden wieder Genien halten. In den Klauen trägt er den schützenden Stab. Eine Doppelreihe von 8¼ Meter hohen Säulen zierte das Portal. Je 15 Säulen standen an der Längsseite.

Mit welchen Mitteln und in welchen Dimensionen jene Bauten ausgeführt sind, läßt sich für uns vielleicht am besten dadurch veranschaulichen, daß wir dem alten Steinbruch in der Nähe von Baalbek einen Besuch abstatten. Dort liegt noch heute ein Stein, wie sie zu den Umfassungsmauern der alten Sonnenstadt verwendet wurden, nur an drei Seiten fertig, sauber bearbeitet. Der Stein hat eine Länge von 21,35 Metern, ist 4 Meter hoch und 4 Meter breit. Er hat einen Inhalt von 370 Kubikmetern und ein Gewicht von 30 000 Zentnern. Wir wissen nicht, wie wir heute solche Gewichte bewältigen sollen. Dieser eine Stein allein gibt einen Begriff von der entschwundenen Größe und Pracht eines von sonnigster Schönheit durchstrahlten Sonnenheiligtums im Syrerland.

Karl May faßte die vor uns liegende Wirklichkeit schnell und bestimmt auf. Aber genaue und scharfe Beobachtung waren ihm nicht Selbst- und Endzweck. Das Vergängliche galt ihm nur als Gleichnis. Ich greife zu seinen Aufzeichnungen, die einiges von dem widerspiegeln, was ihn damals bewegte:

Montag, den 4. Juni 1899. [1900!] 2. Pfingstfeiertag. Wir gingen zur Akropolis. Der jetzige Eingang ist ein tunnelartiger, breiter Gang, dessen Wände aus der phönikischen Zeit stammen; die Wölbung gehört, wie ich glaube, einer späteren Zeit an. Er ist nicht der einzige. Die Gänge sind durch Quergänge verbunden. Jetzt zeigt man zwei Haupteingänge und einen Quergang. Das ist nicht alles. Meine Beschreibung in Band 3 trifft das Richtige. Der Eingang mündet unweit vor den noch stehenden sechs Säulen.

„Harmonisch.“

Dieses Wort scheint mir unentbehrlich. Es ist das wichtigste für die Kunst. Ohne Harmonie ist wohl nichts wirklich schön. Der Schöpfer gab uns das herrlichste Vorbild in seinem Schöpfungsplan, dessen Harmonie eine göttliche, dem Geschöpf also unerreichbare ist; dennoch soll es ihm nachstreben. Dieser Plan ist seit Ewigkeiten da, unvollkommen und doch schon vollendet in Einzelwesen und ihrer Harmonie zum unendlichen Ganzen. Und wenn er einst vollendet ist, ausgeführt, indem sich jede Dis- in Konsonanz aufgelöst hat, so wird dieses All doch nur sich offenbaren als ein einziger Stein eines noch größeren Tempelbaues, als ein einziger Stoffteil einer ungeahnten, neuen, größeren und herrlicheren Welt, nicht von einem anderen und höheren, sondern von demselben Gott geschaffen, erhalten und regiert; denn größer, erhabener und heiliger als Er ist keiner.

Wie dies All sich nach außen dehnt, erweitert und verherrlicht, so vertieft und vervollständigt sich auch das All im Innern des Menschen. Auch in ihm liegen trotz aller Gegensätze und Dissonanzen die Kraft und der Raum der Ausarbeitung und Ausdehnung zu einer großen, herrlichen Harmonie. Wir kennen nicht, was wir „Seele“ nennen, aber wir sollen und können uns innerlich so entwickeln und klären, wie Gott die Außenschöpfung sich entwickeln und klären läßt, dann werden wir besser in uns sehen als bisher.

Ich werde diese Ruinen nie vergessen. Derselbe Himmel stand über ihnen, als sie noch nicht Ruinen waren. Wo sind sie, die einst hier gläubig lehrten und gläubig beteten? Wo sind sie, die hier beides ohne Glauben taten? Erst ge- und dann entweicht.

Von Baalbek führte unser Weg über den Dahr el Kodfîb im Libanon. Die uralten Götterhölzer, die Zedern, sollten besucht werden. 1925 Meter über dem Meere stehen sie und schauen wohl seit Jahrtausenden verwundert auf die Welt zu ihren Füßen hinab. In ihrem Schatten glaubt man ihren Erzählungen zu lauschen, von Freud und Leid, von großen und kleinen Menschenzeiten. Vom Dschebel el Arz, wie der Zedernberg heißt, ging es hinunter nach Tarabulus und von da nach Beirut und dann nach Palmyra.

Heute wird eine Reise nach Palmyra nicht mehr so umständlich und anstrengend sein, wie vor 20 Jahren. Leicht war es nicht, hinzukommen, dafür aber sehr lohnend. Halbtot kamen wir an, und erst nach und nach erwachte das Interesse wieder an dem Zauberreich Palmyra.

Aus Zenobias Zeiten stammt der Sonnentempel, dem Baal geweiht. Er nimmt ein Quadrat von 235 Metern ein. Schöne korinthische Halbsäulen zieren noch die 16 Meter hohe Umfassungsmauer, von der nur noch eine Seite gut erhalten ist. Innen lief eine Doppelsäulenreihe von je 60 Säulen an jeder Seite. Den Eingang zierte eine Kolonnade von 45 Säulen. In der Mitte dieses Hofes erhob sich auf einer erhöhten Terrasse das Heiligtum. Viele Säulen stehen noch, aber die Kapitäle, die jedenfalls aus Bronze waren, sind von ruchlosen Händen geraubt worden. Decken und Ornamente zeigen dieselbe feine Arbeit, wie am Sonnentempel in Baalbek, auch der Adler und die Genien kehren wieder. Jetzt hat sich in diesem Prachthof das elende Dorf Tudmur eingenistet. Ein schreiender Gegensatz zwischen einst und jetzt! Die Bewohner haben nur die Olivenbäume, die allerdings hier besonders große Früchte liefern, nämlich von der Größe unserer blauen Zwetschgen. Ferner gewinnen sie Salz, womit sie Handel treiben. Das ist ihr ganzer Besitz. Fleischnahrung gibt es wenig, und diese wird zum Teil in sehr eigenartiger Weise gewonnen. Das Bairamfest liefert diesen armen Wüstenkindern Fleisch in größeren Mengen und zwar aus dem Gebiet der reichen Aenesasstämme, das nicht allzu fern ist. Zwei Tage vor dem großen Opferfest, dem Bairam, bringen diese ihre Totenopfer, wozu sie altersschwache oder kranke Kamele, zuweilen auch Ziegenböcke mit Körben, sogenannte Heben, ausrüsten. In die Körbe legen sie Brot und für männliche Tote drei Paar Sandalen, einen Schlauch mit Wasser und einen Knüttel; für Frauen ein Paar gelbe Kniestiefel und einen Verschönerungsapparat, „Kochel“ genannt. Diese so ausgerüsteten Tiere werden von den Aenesen am Morgen des Bairam in die Wüste geführt und, indem man den Namen des Verstorbenen laut ruft, freigelassen und fortgejagt. Hierauf warten die Bewohner Palmyras. Sie stürzen sich auf die Tiere und töten sie noch an Ort und Stelle, saugen ihnen das Mark aus den Knochen und ziehen dann mit ihrer Beute heim zum Sonnentempel.

Im Mohammedanismus besteht der Glaube, daß die Toten auf dem Rücken solcher Opfertiere über die Siratbrücke reiten können, die sie zum Himmel führt. Außer den Bairamopfertieren findet sich auch oft Gelegenheit zu einem Steinbockbraten. Diese Tiere sind der Wasserarmut wegen gezwungen, zum Quell „aïn el wuul“, der ihren Namen trägt, zu kommen. Dort lauert man ihnen auf, und das Schicksal erreicht die wuul. (Einzahl wal, Steinbock.)

Von den mehr als 1400 Säulen stehen noch 150 und zeugen von jener großartigen Anlage. 60 mächtige Totentürme ragen noch aus den Trümmern hervor, und in ihnen findet man Gebeine, Mumienstücke, Zylinder und geschnittene Steine aller Art, auch ein nahes Sandfeld birgt Mengen solcher Schätze und Münzen aus vergangener Zeit. Die Kinder der heutigen Bewohner bieten dem Reisenden mancherlei an. Man kann es ruhig eintauschen, denn bis dahin sind die famosen Nachahmungen Aegyptens noch nicht gekommen.

An die Säulenkolonnaden schließen sich herrliche Palastruinen an, und Spuren der alten Wasserleitung sind sichtbar, die einst um Palmyra einen weiten Palmengürtel schuf.

Unser Aufenthalt in der kleinen, unsauberen Herberge war nichts weniger als angenehm. Wir hatten gesehen, wie lebend gerupfte Hühner von einer höchst unsauberen, Wasserpfeife rauchenden Frau mit schmutzigen Fingern zubereitet wurden. Die ölige Beduinenbutter von unbestimmter graubrauner Farbe wurde sowieso schon von uns gemieden. Aber das gewaltige Naturbild und die ergreifenden Trümmerfelder wirkten dennoch mächtig auf uns ein. Mays unerschöpfliche Phantasie belebte sie. Erbauer, Pilger und Zerstörer zogen an unseren Augen vorüber, und an all das knüpfte Karl May seine Betrachtungen. Ich gebe aus seinen Aufzeichnungen noch das Folgende wieder:

Im Paradies gab es keine Gewalt noch Macht als die Liebe von Gott und zu Gott; Gottes Liebe gab das Paradies, aber die Gegenliebe der Menschen wendete sich bald von Gott ab und dem Paradiese zu; sie setzte dieses höher als den Schöpfer. Da ward der Undankbare aus dem Paradies verbannt, um sich nach ihm und Gott zurückzusehnen und in dieser Sehnsucht die Liebe zu Gott zurückzufinden. Seine letzte Erinnerung an Gott war die der strafenden Allmacht und Gerechtigkeit. Die Erinnerung an die Liebe war ihm verloren gegangen; dies übertrug sich auf die Verhältnisse seines jetzigen Aufenthaltes. Er trachtete nur nach Macht und sah nur in ihrem Besitze sein eigenes Glück. (Die Religion der Liebe hat das nur wenig geändert, denn jeder strebt auch heute noch nach Macht – durch Geburt, Rang, Besitz, Kenntnisse usw.) Die Macht, die sich ihm zunächst bot, war nur eine weltliche, die Herrschaft über Leben, Arbeitskraft, Hab und Gut. Aber er mußte bald ein höheres Walten anerkennen, dessen Gunst er zu erreichen trachtete. Er stellte sich äußerlich diesem Walten untertan, trachtete aber im geheimen als sein Diener, es zur Erlangung noch größerer als weltlicher Macht zu verwenden. Es entwickelte sich das Streben nach geistiger Gewalt. Diese beiden Bestrebungen nach weltlicher und geistiger Macht kämpften oft gegeneinander, gingen ebenso oft auch

Hand in Hand, in beiden Fällen war weltliche und geistige Unterdrückung die Folge.

Der Hochmut, den die Macht erzeugt, trachtet nach falscher Verewigung; er setzte sich Zeichen und Denkmäler. Es entstanden jene Bauten, die der Nachwelt einen Begriff jener Macht zu geben hatten. Aber das Streben nach dieser Macht ist ebenso irdisch, wie sie selbst es ist. Die Machthaber starben, die herrschenden Familien, Sippen, Völker verschwanden; ihre Bauten fielen in Trümmer. Aber selbst in diesen Trümmern blieb Jahrtausende lang das Eine, Ewige erhalten; der Himmelschein des göttlichen Waltens, dessen Zerrbild das menschliche Streben gewesen war und heute noch ist, die Rückahnung zum Paradies, welche die Seele jener Bauten gewesen war. Und nach dieser Seele suche ich, um von ihr zu lernen, mit ihr zurückzukehren zum Anfang und einzusehen, daß die Nichtigkeit des Menschen und all seiner Werke nur mit der Erkenntnis aufhört, daß der Mensch auf die Erde kam, um sie nach dem Bilde dessen, was er jenseits sah, zum Paradies zu gestalten; dazu gehört vor allen Dingen, daß er der persönlichen Macht für persönliche Zwecke entsagt und einzig und allein bestrebt ist, das Glück und Heil der Allgemeinheit zu erwirken. Hat er dies erreicht oder wenigstens ehrlich und mit allen Kräften erstrebt, so wird ihm die Erlaubnis werden, aus dem von ihm geschaffenen oder erstrebten Abbild des Paradieses zurückzukehren. Das ist die soziale Aufgabe der Völker, der Gemeinden, der Familie und auch jedes einzelnen Menschen, also ein allgemeines Auf- und Untergehen im Streben nach dem Glück der Gesamtheit, dem Gesamtglück aller Menschen. Wer nicht daran teilnimmt, ist nicht nur unnütz, sondern sogar schädlich.

Erst wenn dieses Glück erreicht ist, dieses Glück von Edenhall, ist der Mensch geeignet, mit den Boten zu verkehren, die vom Himmel steigen, um den aus dem Paradies Verbannten wieder in dasselbe zurückzuführen.

Selbstverständlich braucht der einzelne Mensch nicht zu warten, bis die Menschheit dieses Ziel erreicht hat, da er es während seines Lebens schon für sich und die Seinen erreichen kann. – –

Trümmer haben nur dann ein Recht auf Erhaltung, wenn sie der Menschheit als Anschauungsunterricht, also zu Bildungszwecken dienen. Als Fingerzeige, wo geistige Schätze zu heben sind, sind sie nicht mehr Trümmer, sondern Gottes Mahnungen, die wir nicht beseitigen, sondern erhalten müssen, um mit Fleiß auf sie zu achten. Sie lehren, während unseres Lebens so zu handeln und zu arbeiten, daß wir nicht auch nur Trümmer hinterlassen, sondern für die Ewigkeit zu schaffen. Der Bau eines Siegesbogens wird einst zerfallen, die Stockwerke eines Kranken-, Witwen- oder Waisenhauses ragen in den Himmel hinein“!

## In Konstantinopel

(1900)

### Reiseerinnerung von Klara May

Aehnliche Stunden wie in Baals Reich<sup>12</sup> verlebten wir in Konstantinopel. Auch von dort habe ich einige fragmentarische Aufzeichnungen von Karl May, die ich hier folgen lasse:

Fünf Uhr früh war unser Dampfer im Hellespont und legte gerade das Ruder um. Er war so nahe am nördlichen Ufer, daß es schien, als wolle er ein Loch hineinstoßen. Dann ging er auf die Dardanellen los. Bald waren wir dort. Die asiatische Seite liegt tief, die europäische hoch. Das Wasser war trotz der frühen Morgenstunde belebt. Ich war tief bewegt. Nun kam das Marmara-Meer. Es zeigte sich in seiner größten Schönheit. Spiegelglatt, wie feinsten Sammet, mit graublauem Silberglanz, von sanft erhabenen Querlinien durchzogen. Ich sah viele Trupps von Delphinen, doch hob sich keiner recht aus dem Wasser heraus.

Wie viel schöner ist Stambul als Kairo! Hier pulsiert etwas nicht in Worte zu Fassendes immerwährend. Hier ist ewige Hochzeit zwischen Ozean und Festland. Hier fließt stets eine Kraft von Erdteil zu Erdteil, gleichzeitig hin und her. In Aegypten schlägt der Puls nur ein einziges Mal.

Hier gibt es auch Ruinen, auch Gräber in Menge, aber sie liegen nicht in toter Einsamkeit, sondern mitten im Leben. Sie gleichen toten Blutkörpern, die von den gesunden, lebenden entweder aufgezehrt oder ausgeschieden und vernichtet werden. Dieses Anpassen und Ausscheiden hat auch auf geistigem Gebiete stattzufinden.

Konstantinopel war so recht der Boden für Karl May. Er traf viele Freunde, und wir hatten hier weniger von ihm als auf der übrigen Reise, auch ging er oft allein aus; aber manch schöne, stille Stunde kam dennoch, wo die Fata Morgana seiner Gedanken uns Bilder vorzauberte, die der Erde entrückt waren. Eigenartig sind auch einige seiner Gedanken, die er als flüchtige Anhaltspunkte niederschrieb. Ungefeilt, in kurzem Telegrammstil lasse ich sie hier folgen; sie werden manchen, dem es jemals vergönnt war in Konstantinopel zu weilen, fesseln, und die andern, denen das Leben nicht diese Gunst gestattete, anregen.

Janitscharen-Museum etwas Barnum. Diese Truppe verkörperte die rücksichtslose Gewalttätigkeit, und so war es auch ein Akt derselben alten Erbsünde, der sie vernichtete. Blut um Blut. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Fast wie die Mameluken, nur noch augenfälliger. Es hat bisher noch jede Prätorianerwirtschaft ein solches Ende genommen. Das Museum liegt im Hippodrom, von dessen „Herrlichkeit“ nur noch drei Säulen stehen, nämlich der Obelisk, den Theodosius der Große aus Heliopolis hierher versetzte (den andern sahen wir noch in Heliopolis stehen), sodann die brennende Schlangensäule aus dem Apollotempel von Delphi und der gemauerte Obelisk Konstantins.

Von da zum Mörder und Richter der Janitscharen, zur Turbe Mohameds des Reformers. Hier ist der Kuran Harun al Raschids und der Shawl, in den mit unendlicher Feinheit von Handgewebe der Koran eingewebt ist.

Hier muß ich erläuternd einfügen, daß es dort Sitte ist, die Gräber mit kostbaren Handwebereien zu schmücken; sie vertreten die Stelle der Blumen, die man bei uns als leicht vergänglichen Grabschmuck spendet. Diese Webereien haben oft einen hohen Wert, sie werden über einen aus Holz gezimmerten Katafalk gebreitet, der in einer mehr oder weniger kostbaren Turbe steht; eine Turbe ist eine Grabkapelle, die nur Herrscher oder deren Angehörige besitzen.

Hagia Sophia.

Was scheint mir schöner, die Peterskirche, der Lateran, oder sie? Ich kann's nicht entscheiden, setze sie aber diesen beiden keinesfalls nach. Mir ist der Kuppelbau so sympathisch, weil er das Bild des Himmels gibt, während die Säulenwölbung nur das unbefriedigte Streben nach ihm zeigt. Damit gebe ich meine laienhafte Vorliebe für die Gotik auf. Hat doch sogar Goethe in seinen spätern Jahren seine Meinung geändert und den „hellen, gütigen Kuppelbau“ vorgezogen. Die Gotik ist ein schweres, überernstes, nach außen abgeschlossenes, lichtarmes Ringen nach der Höhe. Ihre zahlreichen, gewaltigen Säulen sind zu viel irdische Materie. Es fehlt der Geist, die freie, lichte Kunst. Die formale

---

<sup>12</sup> Siehe Jahrbuch 1922, S. 89.

Kraft, welche sich die Höhe bildet und sie hält und trägt; diese bedarf keiner solchen Stützen, die dadurch, daß sie den Platz rauben, das Streben nach oben in Teile zerlegen, den Schwung unmöglich machen und die Einheit der Andacht hemmen. Der Sammlung des Einzelnen mag das dienlich sein, aber weder der Mensch noch gar der Betende ist ein Einzelwesen, er ist ein Teil des Ganzen, mit dem zusammen er emporstreben, denken, sorgen und auch – beten soll. Für die Einzelandacht ist das „Kämmerlein“, der Tempel aber hat der vereinten Erbauung der Gemeinde zu dienen, nur dazu sind die Kirchen da.

Die zugemauerte Pforte in der Sophia ist mir wichtig, durch sie soll der letzte Priester verschwunden sein. Die Pforte, durch welche die wahre Religion verschwand und durch die sie nicht wieder erscheinen soll und wird.

Diese Pforte der Sophia ist symbolisch; die Machtliebe Muhammeds II. ist es, vor dem sie flieht, der Brudersinn wird sie wieder öffnen.

Anschließend an diese Gedanken, die aus der reichen Fülle des Erlebten nur einen kleinen Teil darstellen, und die ich hier im Auszug wiedergab – angeregt durch die Gegenwart – schließe ich mit den Gedanken Karl Mays, die ihn immer bewegten und die damals in Konstantinopel von ihm niedergeschrieben wurden:

Die einzige Gott wohlgefällige und wahrhaft siegreiche Verteidigungswaffe der Völker und des Einzelnen ist die Friedfertigkeit. Sie kennt keinen Scheinfrieden, der in Waffen startt und nach Rache schreit.

## Am Grabe Beecher Stowes

(1908)

Von Klara May

Wieder ist der Kreislauf vollendet, ein Jahr sank hinter uns hinab in die Ewigkeit, die sich schweigend hinter uns schließt. Nichts als die Erinnerungen können wir retten, und gern weilen die Gedanken bei unvergeßlichen Eindrücken, die wie Lotosblumen auftauchen auf stillem See.

Solche eine Lotosblume ist für mich der Erinnerungstag an Harriet Beecher-Stowe, in deren traurem Heim in Andover wir schöne Stunden verlebten. Ihr Zimmer, in dem sie wirkte, blieb unbewohnt, aus dem übrigen Teil des Hauses wurde ein Boarding Hous gemacht, in der vornehmen Art der amerikanischen Pensionen, wo man sehr gut aufgehoben ist. So wurde die Möglichkeit geschaffen, die Wirkungsstätte dieser Frau zu erhalten. Das Hauptwerk „*Uncle Toms cabin*“ wurde aber nicht dort geschrieben, sondern in Brunswick, obgleich Mrs. Stowe schon 1850 nach Andover kam und „Onkel Toms Hütte“ schon 1851 in der „*National Era*“ erschien und ungeheures Aufsehen erregte, bevor es die Sklavenbefreiung hervorrief. Im Jahre 1894 starb Mrs. Stowe in Andover.

Auf ihrem stillen, von unendlicher Poesie umwobenen Grab saßen wir lange. Karl May sprach mit Begeisterung von der Frau, die er höher bewertete als viele der mehr oder weniger schimmernden Sterne am literarischen Himmel.

„Diese Frau“, so sagte er, „war eine Erlöserin, eine Gottgesandte, ihr gebührt der Dank der ganzen Welt. Die Form, in die sie ihre Gedanken goß, stand nicht künstlerisch hoch; doch darauf kommt es nicht an: der kostbare Inhalt, das edle Wollen ist die Hauptsache und der unendliche Segen, der daraus erwächst. Wieviel Leid hat sie gelindert! Was nützt die schönste Form, das kostbarste Gefäß, wenn es nur schale Alltäglichkeit faßt? Ihre Gaben bargen unendliche Güte von tiefer Menschenliebe durchleuchtet, sie schrieb aus dem Herzen für die Herzen, und diese Sprache verstand sie, da war sie Meisterin. Die Herzen öffneten sich ihr. Sie erreichte, was ein ernst ringender Mensch zu erreichen vermag: *Verbesserung, Veredlung*. Sie hatte den Blick auf ein hohes Ziel gerichtet und es unentwegt verfolgt. Tausende segnen ihr Andenken.“

Mein Mann war tief bewegt und schwieg. Er nahm sein Notizbuch und schrieb. Ich ließ ihn allein und gab mich still dem Zauber des Ortes hin. Wie ein Dom wölbten sich die hohen Bäume ringsum. Keine Mauer umschließt den Gottesacker, weithinaus schweift das Auge bis zum fernen Indian Reed. Die hundertjährigen Baumriesen wirken hier wie Naturdenkmäler, als Zeugen großer Vergangenheit.

Fast alle Friedhöfe Amerikas sind so schön wie ein Naturpark. Dieser hier wirkte ganz besonders friedlich und versonnen, mit seinem kleinen See, über dem bunte Libellen gaukelten. Das schlichte Steinkreuz auf dem Hügel der Schriftstellerin ist kaum mannshoch, und dennoch ist es das größte Steinzeichen ringsum, auch hat nur sie einen Hügel, all die andern deckt ein glatter Rasenteppich und nur ganz kleine Steine, nicht viel größer als ein Kopf, nennen die Namen derer, die hier zur Ruhe gebettet wurden, ohne den Tag der Geburt und des Todes anzugeben. Solch ein Friedhof macht einen friedlichen, ja heiteren Eindruck. Menschen, die nie ähnliches sahen, vermögen nicht leicht zu empfinden, welche Poesie solch einen amerikanischen Friedhof umwebt. Unsere entsetzlichen Steinäcker mit den oft ausgesucht unschönen, schwer lastenden Grabsteinen und gewichtig ummauerten Hügeln jagen den Besucher förmlich hinaus, die vielen Steine wirken bedrückend, besonders wenn noch der Baumwuchs fehlt. Im „poesielosen“ Amerika läßt man die Natur wirken, jeweils der schönste, sonnigste Platz dient den Toten als Ruhestätte. Die Natur versöhnt und erhebt. Was einst Mensch war, tritt da bescheiden zurück, mit wenigen Ausnahmen. Nur für die Angehörigen ein Name auf kleinem schlichten Stein, den die Zeit bald auswischt, um Platz zu schaffen für Neue, die diesen Kreislauf vollendeten.

Diese Gedanken bewegten mich, während Karl May emsig schreibend auf dem Hügel saß und von Zeit zu Zeit hinaus in die Weite blickte. Ich hoffte einen ganzen Roman zu hören, aber nichts von dem. Er stand auf,

faltete das Geschriebene zusammen und steckte es in den Epheu, der dicht den Hügel überspinnt, nahm ein Epheublatt und legte es in sein Buch, dann nickte er mir freundlich zu und still gingen wir von dannen.

Wenn mein Mann solche Eindrücke zu verarbeiten hatte, sprach er nicht und vergaß seine Umgebung für Stunden. Ich kannte diesen Zustand und hütete mich, ihn zu stören, hielt dann im Gegenteil alles von ihm fern. Er war wie ein Schlafwandler, mit offenen Augen sah er, wie man glauben konnte, alles, und in Wirklichkeit nichts. Er war für die Außenwelt abgeschlossen.

Als er aber auch am Abend und am andern Morgen nicht davon sprach, was er am Grabe geschrieben und was das im Epheu verborgene Papier enthalten habe, fragte ich ihn danach. Er entgegnete: „Im Gedicht sprach ich mit ihr, was ich schrieb, war nur für sie!“

Leider kam ich nicht mehr nach Andover, sonst hätte ich vielleicht den Zettel gesucht und den Inhalt abgeschrieben – vielleicht aber auch nicht, denn in die Kreise dieser Ausnahmemenschen soll man nicht hineingreifen. Jedenfalls war es ein echter Zug Karl Mays, den ich oft beobachtete; was ihm zu heilig, zu persönlich innerlich war, überlebte die geweihte Stunde nicht, die er mit einer Zartheit und Liebe zu umgeben verstand, wie ich sie sonst nie im Leben kennen lernte.

## Die Niagara-Fälle

Von Klara May

„*The most impressive wonder in the world*“, ist ein bekannter amerikanischer Ausspruch.

Wo mag es sein? Die Zauberin Erinnerung führt es mir vor die Seele. Angeregt vielleicht durch die Zeitströmung, die Amerika in den Vordergrund aller deutschen Hoffnungen rückt.

Ja, in Amerika ist das größte Naturwunder der Erde, an dem leider die „moderne Technik“ herumtastet, um das Göttliche dem Menschen nutzbar zu machen, wie mich eine moderne Zeitung lehrt.

Es sind die Niagara-Fälle. Das Erhabenste, was ich je im Leben sah. Ein paar Wochen wohnte ich da, auf meinen Mann wartend, der einen Abstecher in das Innere des Landes unternommen hatte. Die gewaltigen Wassermassen, von denen man sich keine Vorstellung machen kann, ohne sie gesehen zu haben, kommen aus den vier großen Seen Superior, Michigan, Huron und Erie, die einst ein Binnenmeer gewesen sein mögen. In der Minute stürzen 15 Millionen Kubikfuß Wasser 50 Meter tief hinunter. Der auf amerikanischer Seite befindliche Fall ist 322 Meter breit, der kanadische, sogenannte Hufeisenfall ist in seiner Kurve 915 Meter breit. Im Sonnenschein liegt beständig ein Regenbogen über den Fällen, doch den höchsten Zauber übt dieses Naturwunder in stiller Mondnacht auf den Beschauer aus, auch da schimmert über den weißen, hoch aufspritzenden Schaum ein bunter Regenbogen, und die Dunstwolken verdichten sich zu Gestalten aus der Vergangenheit, wo die Indianer noch Alleinherrscher über dieses Heiligtum waren.

Heiligtum im wahrsten Sinne des Wortes war es ihnen. Sie sahen im Donnern und Brausen des Stromes die erhabene Gottheit. Ihre Kulte hielten sie da ab und der Gottheit opferten sie in jedem Jahr, wenn die Eisbände des Winters sprangen und mächtiger denn sonst das Donnern an ihr Ohr schallte, das Schönste, was sie hatten.

Ein junges Mädchen, von den Lieblichsten die Schönste, wurde in jedem Jahr der Gottheit geopfert. Auch das Los mußte zuweilen entscheiden. Das junge Mädchen wurde in ein Kanu gesetzt und dem Strom übergeben, der zu den Fällen rast und Boot und Mädchen hinunterriß in das schäumende, tosende Grab. Niemand sah je wieder etwas von den Geopferten, und so glaubte man, der Gott habe sie aufgenommen und sei nun befriedigt und ihnen gnädig für ein Jahr.

Einmal traf auch das Todeslos die schöne Tochter des Indianerhäuptlings. Zärtlich liebte der Mann sein Kind, und als sie das Opferkanu bestieg, löste auch er ein Kanu, ehe seine Stammesgenossen es zu hindern vermochten und folgte ihr nach.

Von da an hörten die Opferungen auf, aber die Sage raunte, daß der Fluß nach wie vor in jedem Jahr sein Opfer verlange. Ueberreich erhielt er es allezeit. Furchtbare Schlachten fanden hier statt, und rot vom vergossenen Blut schimmerten die Wellen. Heute ist es nicht mehr der Kampf der Massen, der an dieser Stelle sich austobt, und dennoch verlangt und erhält der Strom seine reichen Menschenopfer, sicherlich mehr, als irgend ein anderer Strom der Erde, denn hierher zieht es die Selbstmörder, deren Zahl, soweit sie sich feststellen läßt, eine unheimliche Höhe erreicht hat.

Wir wohnten auf kanadischer Seite in dem behaglichen Cliftonhaus. Tag und Nacht hatten wir die Fälle in all ihrem Zauber vor uns. Wir unternahmen von hier aus Ausflüge in die herrliche, üppige Umgebung, bis zu den Tuskarora-Indianern, die einst die Herren dieser Gegend waren und heute friedlich und gutmütig wie Kinder in ihren stillen Reservationen hausen, Ackerbau und Viehzucht treiben. In ihren schönen Gestalten erinnern sie noch an die alte Zeit, wo Kraft und Mut sie ewig kampfbereit hielt. Die Augen dunkelbraun mit weichem, feuchtem Schimmer gemahnen an scheue Rehe im Wald. In ihrer Sprache singen sie am Abend melancholische Lieder aus der Vergangenheit. Kriegssitten und -gebräuche sind verschwunden; alle verstehen englisch und preisen in dieser Sprache den gütigen Vater in Washington, der ihnen Perlen, Kaliko und billigen Gebrauchskram als Zoll für ihr Land gab. Die Wellen der „Kultur“ schlagen über den Kindern der Natur zusammen und saugen sie auf, wie die Fälle ihre Opfer. Und abermals nach tausend Jahren wird keine Spur mehr von ihnen übrig sein.



## Rosen aus dem Süden

Von Klara May

Dem Orient entstammt diese liebliche Tochter Floras. Nicht unser farbenprächtiges, schöngeformtes Kulturerzeugnis dürfen wir uns unter der Rose aus dem Süden vorstellen, sondern die einfache, schlichte Zentifolie, die leider so gut wie ganz aus unsern Gärten verschwunden ist. Rosa, gelb und weiß erblüht sie im Süden: rosa überwiegt.

Der Orient und diese Rosen gehören zusammen, scheinen ineinander aufzugehen.

Schiras, die Geburtsstadt der Dichter Hâfis und Saadi, war einst am berühmtesten in der Rosenzucht. Die Balkanstadt Kazanlik (= „Kessel“) hat es bei weitem überflügelt. Für Millionen liefert es heute das köstliche Rosenöl. Die letztjährige Ausbeute vor dem Krieg betrug rund 3170 Kilo. Welche ungeheuren Rosenmengen dazu gehören, um nur 1 Gramm dieses Öls herzustellen, geht daraus hervor, daß man, je nach der Güte der Rosen, 2-3000 Gramm Blätter dafür benötigt.

Philippopel, Eski, Zagra, Tschirpau usw. treten hinter Kazanlik zurück.

Wohl liegt dieses Kazanlik nicht in Kleinasien, sondern im bulgarischen Ostrumelien, doch atmet man dort bereits die Luft des Orients, des asiatischen, ja sogar des nordafrikanischen.

Mitte Juni ist in den „Rosenländern“ die herrlichste Zeit. Die Rosenfelder prangen in voller Blüte. Wie ein Feenreich liegen sie zu unsern Füßen. Rosen, Rosen, alles rosenrot; Millionen von Blüten, soweit das Auge reicht. Hoch die Berge hinauf steigt das Rosengewirr. Rosenfarbige Rosenstare schwirren belebend über dieser Pracht. Tiefblau erstrahlt der Himmel, nur hier und da ein Rosenwölkenchen. Dazu der zarte, berauschende Duft, der die Sinne umhüllt und uns in einer Fata Morgana die Märchen von Tausendundeiner Nacht vorgaukelt.

So ähnlich mag es auch meinem Manne ergangen sein, als er die ersten Gedanken zu seinen südländischen Landschaftsbildern gewann. „Sei mir gegrüßt, du mein sonnendurchglühtes Afrika, du Land der Geheimnisse, du Land meiner Sehnsucht!“ sagt er in seinem Buch „Orangen und Datteln“.

Wie in Klingsors Zaubergarten walten liebliche Blumenmädchen singend ihres duftigen Amts. Dunkeläugige Südländerinnen pflücken emsig und gleichen dabei selbst den Blumen, die sie sammeln. Alles dreht sich dort um Rosen und Rosenöl, das sie „Rosenbutter“ nennen. Diesem Produkt schreiben sie in ihrer blumenreichen Sprache Heil- und Wunderkräfte zu, daher auch im ganzen Morgenland die für unsern Geschmack fast überreiche Anwendung des Rosenöls. Im Wein, im kühlen Eis, im Wasser, im Tabak, im Gebäck, im Zuckerwerk, in den Kleidern, in den Häusern, in den feinen Seifen, kurz überall Rosen. Das Rosenöl ist der Liebling der Türken. Das meiste bleibt im Land, zumal Deutschland dem südländischen Rosenölhandel einen nicht geringen Wettbewerb geschaffen hat in den freilich selbst in der Blüte schlichten Rosenfeldern von Miltitz bei Leipzig. Poesie, wie sie uns im Orient auf Schritt und Tritt begegnet, würde man da allerdings wenig finden.

Außer Rosenöl und Rosenwasser gewinnt man noch das Rosenwachs, das sich an den Fingern der Pflückerinnen ansammelt und zu hohen Preisen verkauft wird. Auch davon kommt fast nichts ins Ausland, denn dieses Wachs ist es eigentlich, das durch seinen feinen Duft das vornehme Heim der Türken durchhaucht und ihm gleichsam eine Blumenseele verleiht. Es wird in den Tabak der Wasserpfeife gemischt und in die selbstgedrehte Zigarette.

Den Hauch der Rose verspüren wir dort überall; auch wenn die Blütezeit vorüber, duften die Rosen aus dem Süden, aus der Vergangenheit in die Gegenwart, in die Zukunft!

## Sklaverei im Orient

Von Klara May

Es ist schwer, die Sklaverei vom Islam zu trennen; wie Glieder in einer Kette greifen beide ineinander. Offiziell ist der Menschenhandel verboten, doch wird dieses Gewerbe auch heute noch unter der Hand betrieben. Mancher orientalische Sklave führt auch ein weit besseres Leben als unsre bestgehaltenen und höchstbezahlten Dienstboten. Diese Tatsache wurzelt im Glauben der Orientalen. Die Sklaven speisen mit dem Herrn des Hauses von derselben Platte, von denselben für den Herrn bereiteten Gerichten. Genau so ist es auch im Harem. Mit der Herrin essen die Kinder und Sklavinnen.

Der Sklave im orientalischen Haus ist ein Kind der Herrschaft und sagt wie diese „Vater“ und „Mutter“. Selbst wenn er das Haus verlassen hat und sich in irgendeiner andern Lebensstellung befindet, vielleicht die seines früheren Herrn hochübertreffend, bleibt es bei Vater und Mutter in der Anrede.

Aus Sklaven können die höchsten Würdenträger hervorgehen, wenn sie dazu befähigt sind. Sklaven besuchen mit den Kindern des Hauses die gleichen Schulen und werden mit ihnen im Harem erzogen. Der türkische Kriegsminister Redschid Pascha ging, wie manch anderer Minister, aus dem Sklavenstand hervor. Aus Moltkes Briefen dürfte es bekannt sein, daß der Großwesir Chosrew Pascha, einer der allerersten Staatsmänner des Türkenreichs, oft selbst erzählte, daß er auf dem Sklavenmarkt in Stambul als junger, unansehnlicher Mensch für wenige hundert Piaster (1 Piaster = 19 Pfg.) zum Kauf feilgeboten wurde. Weniger bekannt ist aber jedenfalls die Tatsache, daß der Sultan keine freie Türkin heiraten kann, sondern daß seine Gattinnen aus Sklavinnen hervorgehen. Besonders schöne Mädchen, meist Georgierinnen oder Tscherkessinnen, werden zu diesem Zweck in vornehmen Familien untergebracht, genießen dort eine sorgfältige Erziehung und werden dann dem Herrscher zur Auswahl vorgeführt. Und die Sklavin, die ihm den ersten Sohn schenkt, ist auch seine erste Gemahlin.

Eine Sklavin, die von einem freien Mann ein Kind bekommt, kann nie mehr verkauft werden, auch ist sie nach dem Tod des Mannes frei und erbt wie dessen rechtmäßige Frauen.

Einem freien Muselman sind vier Frauen zu ehelichen gestattet, einem Sklaven nur zwei.

Es ist ein Gewohnheitsrecht, den männlichen Sklaven im erwachsenen Alter nach 7 – 9 Jahren freizulassen.

Das Gesagte bezieht sich aber hauptsächlich auf weiße Sklaven; die schwarzen werden mehr zu untergeordneten Arbeiten verwendet, sie sind auch weniger begabt und befähigt, ja manchmal recht böseartig, was freilich kein Wunder ist, wenn man bedenkt, wie sie gewonnen werden. Karl May beschreibt es anschaulich im „Mahdi“ und in der „Sklavenkarawane“. Gegen diese störrischen Untergebenen vermag dann oft selbst die gepriesene Langmut der Mohammedaner nichts auszurichten, wenn sie sich auch wirklich ehrlich mühen, den Vorschriften des Koran nachzukommen, der ihnen in der fünften Sure gebietet:

„Seid gütig gegen eure Sklaven, denn Stolze und Hochmütige liebt Gott nicht.“

Anmerkung des Herausgebers: Frau K. May hat diese kleine Skizze schon vor Jahren geschrieben, im Anschluß an die Orientreise, die sie 1899/1900 mit dem Dichter unternahm (vgl. Band „Ich“, S. 545). Vieles hat sich inzwischen – besonders in und nach dem Weltkrieg – geändert, aber nicht wenig gilt auch für heute noch.

## Ein Besuch im Harem

Von Klara May

Welch prickelnder Zauber liegt darin, einem Harem einen Besuch abstatten zu dürfen! Selten ist es Europäern erlaubt, ins Allerheiligste der Mohammedaner einzudringen. Frühere Sultane verboten es ganz, und auch heute gehört es keineswegs zum Alltäglichen, im Harem empfangen zu werden.

Auf meiner Orientreise 1900, an der Seite Karl Mays, hatte ich Gelegenheit, verschiedene Harems und ihre Insassinnen kennen zu lernen. Der reizvollste und schönste war der des Osmán Nûri Pascha in Damaskus. Hof und Wohnräume waren noch im alten arabischen Stil gehalten, doch auch hier hatten sich wie zum Scherz Erzeugnisse unsrer neuzeitlichen Kultur in die alte Pracht hineingestohlen, und zwar böhmische Spiegelglassachen, wie sie in den Schießbuden unsrer Vogelwiesen prangen. Gar seltsam hoben sie sich vom weißen Marmor und den herrlichen Fayencen aus alter Zeit ab.

Die Einrichtung des Harems ist denkbar einfach. Rings um den Wohnraum, dem sich zahlreiche andre Gemächer anschließen, laufen breite gepolsterte Diwane mit schönen Rückenkissen, die Damen sitzen mit untergeschlagenen Beinen. Unsre Art zu sitzen ist ihnen ungewohnt und schmerzt sie. Man raucht, verspeist eine gehörige Menge meist mit Fruchtsaft oder Blumenduft gewürzter Süßigkeiten, trinkt Kaffee und plaudert. Die Unterhaltung gleicht sehr der unsrer Damenkränzchen, jedoch in orientalischem Rahmen. Im übrigen haben die Frauen des Orients genau dieselben Vorurteile gegen uns, wie wir gegen sie, nur in umgekehrtem Sinn. Wir halten die Orientalin für eine halbe Gefangene, was sie nun aber ganz und gar nicht ist; sie wiederum hält uns für – sehr gelinde wiedergegeben – zu frei. Nach ihren Begriffen verkaufen wir unsre Mädchen wie Sklavinnen auf einem Heiratsmarkt, den wir mit „Ballsaal“ bezeichnen. Geschmückt und unverschleiert erscheinen da die Frauen, und jedem Mann ist es gestattet, sie nicht nur anzusehn, sondern sie sogar anzufassen und durch rasende Drehungen, wozu Musik gemacht wird, in eine Art Taumel zu versetzen: „Tanz“, „Vergnügen“ soll es sein.

An diese Betrachtungen der Mohammedanerin schließt sich das Kapitel unsrer unehelichen Kinder. – Man glaubt sich da unwillkürlich etwas im Nachteil gegenüber den strengen Sitten der Orientalin, die sich keineswegs unglücklich in ihrem Harem fühlt. Es steht ihr alles zu Gebot, was sie nur wünschen kann. Langweilt sie sich, muß der Gatte für Unterhaltung sorgen, arbeiten braucht sie nicht, denn dafür hat sie ihre Sklavinnen. Sie erzieht ihre Kinder in musterhafter Weise, sie geht in die öffentlichen Bäder, wo sie ihre Freundinnen trifft, oder besucht sie in deren Heimen. Sind fremde Frauen im Harem zu Gast, hat nicht einmal der Herr des Hauses Zutritt. Aus Karl Mays orientalischen Reiseschilderungen dürfte derartige schon bekannt sein. Weniger weiß man aber eigentlich darüber, warum der Muselman schon so früh sich mit dem Mädchen verbindet und sein Weib so ängstlich hütet. Das Geheimnis liegt, wie im Morgenland fast alles, in der Religion, und zwar in diesem Fall im Ahnenkult, den Mohammed mit aufgegriffen hat.

Der Orientale verlangt von seinen Kindern, daß sie für ihn nach seinem Tod beten; ähnlich unsern Totenmessen. Aber nur der l e i b l i c h e , wirkliche Sohn kann für seinen Erzeuger beten. Der Moslem muß davon überzeugt sein, daß das Kind auch s e i n Kind ist. Bringt eine Frau ein Kind mit in die Ehe, so betet dieses eben für s e i n e n Vater. Dagegen schützt sich der Mohammedaner. Aus diesem Grund auch die oft so entsetzlichen Kinderehen. Das Mädchen wird häufig in jungen Jahren schon einem viel älteren Mann verheiratet. Früh reift die Orientalin. Bereits mit 10 Jahren ist sie ehefähig; oft mit 12 schon Mutter. Doch heiraten beide Geschlechter meist erst mit dem 15. Lebensjahr. Vielfach folgen die Kinder schnell aufeinander, und schon mit dem 20. Jahr pflegt das Alter zu beginnen. So hat sie fast keinen Frühling, einen kurzen Sommer und einen sehr langen Herbst und Winter. Als Mutter eines Sohnes genießt sie hohe Ehre und bleibt nach dem Tod ihres Gatten meist beim Sohn, wo sie auch nach dessen Verheiratung die erste Dame des Harems ist.

Im Harem Osmán Nûri Paschas waren, als es mir vergönnt war, dort zu sein, 82 Frauen.

Nun darf man aber keineswegs glauben, daß alle diese weiblichen Wesen Enehälften des Pascha waren. Da ist zunächst die Mutter, dann deren Angehörige, nähere oder entferntere Verwandte. Man verweilt natürlich gern in solche einem fürstlichen Heim, da oft die eigene Häuslichkeit still und entlegen ist,

Damaskus aber eine ungeheure Anziehungskraft hat, genau wie Kairo und Konstantinopel. Auch im Orient bieten, wie bei uns, die Hauptstädte den Damen alles, was ihre Herz begehrt.

Den Angehörigen der Mutter gesellen sich die Frauen und deren Schwestern zu, dann erst die Odaliskinnen und Sklavinnen (hauptsächlich Nubierinnen), unter denen sich häufig auch ganz alte Mütterchen befinden. Eine Frau bringt oft 10 – 20 Sklavinnen mit oder verlangt so viele von ihrem Gatten, die er ihr nach dem Gesetz halten muß, wenn sie im Elternhaus so viele hatte.

Schlechter als im Mädchenheim darf überhaupt kein Moslem seine Frau stellen; dagegen könnte sie klagbar werden, und sie bekommt in solchen Fällen immer Recht.

Der Gatte darf auch das Vermögen der Frau nicht anrühren, es bleibt ihr Eigentum und zu ihrer freien Verfügung. Dieses Gesetz ist nötig, da die Scheidung so sehr leicht ist. Der Mann braucht aus irgendeinem Grund nur zu sagen:

„Bosch ol – ich entlasse dich“,

dann kann die Frau gehen, doch ist sie nicht dazu gezwungen. Die Formel muß noch zweimal – auch nach längeren Pausen – wiederholt werden. Oft führt nämlich das Zusammenbleiben nach ihrer ersten Anwendung zur Versöhnung; ja der Mann darf sogar seine geschiedene Frau zweimal wiederheiraten. Jedenfalls muß er für sie sorgen.

Erklärt er aber schon bei der ersten Scheidung: „Utsch den dokuse Bosch ol – dreimal schüttele ich dich völlig aus“ (wörtlich: „Von drei- bis zehnmal sei entlassen“), dann bringt er damit zum Ausdruck, daß diese Scheidung einer dreimaligen gleichkommt.

Nach all dem Gesagten ist es verständlich, daß ein anderer Ton im Familienleben der Orientalin herrschen muß.

Die Frau ruft nicht, wie bei uns, den Gatten mit Namen, sondern sie gibt ihm seinen Titel oder nennt ihn „Herr“. Auch die Kinder sagen „Herr Vater“ und „Frau Mutter“. Ehrerbietig küssen sie den Eltern die Hände, und bei religiösen Festen bitten sie um den elterlichen Segen. Weder Kind noch Frau setzen sich unaufgefordert in Gegenwart des Herrn. Diese feine Art der Erziehung ist, wie schon erwähnt, das Werk der orientalischen Mutter. Uralte Ueberlieferung, der es zu danken ist, daß der schöne, fromme Glaube, die Ehrlichkeit, Wahrheitsliebe und Treue des Moslem sich bisher erhalten haben. In den letzten Jahrzehnten begann leider ein fremder, nicht eben guter Einfluß das stille Heiligtum der Mohammedaner zu durchwehen, der nur allzu leicht das Schöne und Liebenswerte in Glauben und Sitte der Orientalen zu vernichten droht. Es wäre schade, fiele ein Reif in diese Frühlingspracht.

Anmerkung des Herausgebers: Frau Mays Ausführungen stammen aus jener Zeit, in der sie – um die Jahrhundertwende – an der Seite des Dichters die in Band 34 „Ich“, S. 545f., geschilderte Orientreise unternahm. Demzufolge ist auch die Darstellung des türkischen Familienlebens auf jenen Zeitpunkt eingestellt. Inzwischen hat sich durch das Erwachen der Jung-Türken, dann auch durch den Weltkrieg und seine Nachwirren, ein wesentlicher Umschwung in der Türkei geltend gemacht, der sich teils nach der guten, teils allerdings auch wohl nach der weniger guten Seite hin, auswirkt. Mag sein, daß in nicht allzu ferner Zeit der Harem, wie er oben geschildert ist, und wie er selbst heutzutage noch, wenn auch in eingeschränktem Maß, besteht, völlig der Vergangenheit angehört.

## El Kâhira

Von Klara May

Masr el Kâhira, die Siegreiche, ist der stolze Name der schönsten Stadt des Orients. Ja, der schönsten! Denn mit Kairo – so nennt sie der Europäer – halten weder Damaskus noch Teheran, Delhi, Bagdad, noch selbst das herrliche Stambul einen Vergleich aus. So mannigfaltig wie hier tritt das morgenländische Leben nirgends mehr zutage, und so viel Schätze als ältester, großer Zeit hat keine andre Stadt der Welt aufzuweisen. Die Pyramiden allein berechtigen schon zu einer Bevorzugung der Stadt. Dann das großartige Museum mit den Kunstschätzen aus der Pharaonenzeit, die dank des wunderbaren Klimas in einer Frische vor dem Beschauer liegen, als wären es nur Tage, nicht Jahre, seit sie entstanden. Dazu kommen über 3000 Kunstdenkmäler in Gestalt von Moscheen, Palästen, Brunnen, Grabtempeln usw.

Unter den Moscheen ist Al-Azhar die größte und berühmteste. Eine Hochschule schließt sich ihr an, die als die beste der mohammedanischen Welt gilt. 10 000 Studenten aus Java, Indien, Marokko, dem Sudan und Persien sind ständig dort. 300 Lehrer unterrichten im Korân, in den verschiedenen Sprachen des Orients und neuerdings auch in allen Zweigen der modernen europäischen Wissenschaft.

Besteigt man eins der schlanken Minaretts, so schaut man nicht nur auf ein Wirrsal echt arabischer Gassen, sondern auch auf eine Menge von Gebäuden und Höfen, die alle mit der Moschee verbunden sind, denn das Gebiet erstreckt sich über anderthalb Quadratkilometer. In diesen anschließenden Bauten wohnen die Studenten, und zwar nach ihrer Nationalität getrennt voneinander. Die Studierenden werden von den Einkünften der reichen Moschee mehrere Jahre hindurch erhalten und zu nützlichen Mitgliedern der Menschheit ausgebildet.

Der Bau stammt aus der Fatimidenzeit (973). Der Kalif El-Aziz erhob 988 die Moschee zum Sitz einer Hochschule. Von großartiger Wirkung ist der neunschiffige Hauptlehrsaal mit 140 prachtvollen Marmorsäulen.

Eine andere, gleichfalls prächtige Moschee ist die Mehmed-Alis auf der Zitadelle, vollendet 1176 von Saladin. Abends, beim Sonnenuntergang, hat man von da oben einen unvergleichlich schönen Blick auf Kairo, den Nil, die Mameluckengräber und die Pyramiden am Rand der Wüste. Karl May, mit dem ich mehrere Wochen lang in Kairo weilte, berichtet in seinem Werk „Friede auf Erden“ über diese Eindrücke. Wer dort oben den Scheidegruß des Sonnengottes Helios empfing, wird sich immer daran erinnern. Seit 1882 haust auf dieser Höhe die englische Besatzung, und gar absonderlich schauen die Uniformen aus in der orientalischen Umgebung. Aber Kairo verdankt sein Aufblühen dem englischen Einfluß, und zwar vor allen Dingen dem Suezkanal.

Wie strömt das bunte, reiche Leben in den großen und kleinen Schlagadern der Stadt; den Straßen, Gassen, Plätzen. Der Ezhbekiye-Garten, eine französische Schöpfung, enthält viele merkwürdige Gewächse der Welt. Auf Schritt und Tritt sieht man Neues, nie zuvor Geschautes. Es ist der Lustgarten der vornehmen Welt. Zwei Kapellen, eine arabische und eine europäische, sorgen dafür, daß Harmonie in die Sonnenwelt hineintönt, denn die Sonne scheint eben immer, die Frage nach dem Wetter schaltet in Aegypten aus. Zur Regenzeit regnet es, aber sobald diese vorüber, scheint eben immer die Sonne, es ist dort nicht umsonst die Heimat des Sonnengottes. Unverändert herrscht er, wie vor Jahrtausenden.

Im Ezhbekiye vereint sich Morgen- und Abendland, in der Muski (Hauptstraße) scheiden sie sich wieder, und in den Bazaren mischen sie sich, doch der Orient herrscht vor. Alt-Kairo gehört ganz den Orientalen, das moderne neue Reich aber fast ausschließlich den Europäern, die in inniger Liebe der „siegreich“ schönen Kâhira huldigen.

Es ist eigentlich ganz gleich, in welchem Teil der Stadt man sich befindet, malerisch, bunt, bewegt ist es überall. Hier sehen wir vornehme Araber, würdevoll auf ihren schön aufgezümmten schneeweißen Eseln, ihnen voran ihre leichtfüßigen, in Gold und Weiß gekleideten Sais (Läufer), die schreiend durch das Gewirr von Menschen, Wagen, Eseln, Pferden, Kamelen, Sänften, Leichenzügen eilen, um ihrem Herrn Platz zu machen. Dort sehen wir Handwerker aller Art ihre Künste ausüben; nicht hinter Mauern birgt sich der Fleiß, alles spielt sich im Licht der Sonne ab. Aber auch eigenartige Beschäftigungen stehen so zur Schau, die wir

nicht grade vor den Augen unsrer lieben Nächsten vornehmen würden. Dazu gehört das Rasieren; der Schädel ruht im Schoß des Barbiers, der das liebe Bruderhaupt bearbeitet, damit es ihm nicht gar zu warm werde unter seinem Turban.

Turban, eigentlich ein ernstes Kapitel. Wir denken uns darunter eine Modelaune, was aber durchaus nicht der Fall ist. Mohammed hat den Turban als ein *memento mori* geschaffen. Zu seiner Zeit war er das Leinentuch des Mannes und sollte die Mahnung sein an alles Vergängliche auf Erden. Noch heute dient er diesem Symbol. Er besteht aus einem dünnen Gewebe, wird fest um den Kopf gewunden, kann aber auch eine Leiche einhüllen. Tiefer Sinn liegt in all diesen, uns oft seltsam erscheinenden Gebräuchen. –

Dort hockt ein Märchenerzähler, der nie fehlen darf, und um ihn in dichtem Kreis groß und klein beiderlei Geschlechts.

Akrobaten, Schlangenzüchter, Stiefelputzer, Babuschen-, Teppich-, Tarbusch-, Süßigkeiten-Händler, Fisch-, Waffen-, Wasser-Verkäufer bieten uns ihre Waren an, dazwischen verlangen kleine, halb oder ganz nackte Bettler mit würdiger Miene Bezahlung dafür, daß wir ihr Heimatland besuchen. Mit bewunderungswürdiger Ausdauer verstehen sie es, ihre Rechte auf einen Zoll, in Gestalt eines „Bakschisch“ (Trinkgeld) zu beanspruchen. Leider ist es aber mit „einem“ Bakschisch nie abgetan. Bakschisch ist der Ruf, den wir zuerst hören, wenn wir ägyptischen Boden betreten, treu verfolgt er uns selbst in die Wüste, kein Tag ohne „Bakschisch“, und als letzter Gruß zittert er noch in der Luft beim Verlassen des Landes. Hat man sich eine kurze Zeit von seinen kleinen und großen Plagegeistern freigekauft, kann man sich wieder des buntbewegten Lebens erfreuen.

Einzig schön ist ein Morgen am Nil, zu dem alles hinströmt. Wasserträger, Badende und Gemüsefrauen, die dort Gemüse waschen, bevor sie es zum Verkauf über die Brücke bringen. Aus dem fruchtbaren Delta kommen hoch mit Grünfutter beladene Kamele feierlich über die schöne Nilbrücke, man sieht von den Tieren nur den Kopf und die Beine, so bepackt sind sie.

Wie in einem Kaleidoskop zieht alles vorüber, Beduinen in ihrer schönen Tracht, Fellachen (Bauern) im blauen Kittel, Ulemas, Paschas und englische Soldaten. Dazu rauscht der Nil, auf dem hunderte von kleinen und großen Schiffen sich wiegen und uns einladen zu einer Fahrt hinauf ins Wunderland der Pharaonen.

## Der Weißbrot-Araber

Eine Karl-May-Erinnerung

Von Klara May

Als Karl May zum erstenmal in Kairo war, wohnte er in dem bescheidenen Haus des Deutschen Korf. Er hatte dort ein Zimmer, das nach einem offenen Platz ging, auf dem sich das rege Leben und Treiben geschäftiger Araber abspielte. Eines Morgens wanderte Karl May seiner Gewohnheit gemäß in seinem Zimmer auf und ab und verzehrte dabei sein Frühstück, ein großes Weißbrot, nach europäischer Art gebacken. Dieses Gebäck dünkt den Arabern ein ganz besonderer Leckerbissen. Während des Essens betrachtete er das schreiende und immer lebhaftere Volk auf der Straße, das sich aus Eseltreibern, Geschirrführern, Schuhputzjungen und Dutzenden von Raritätenverkäufern mit ‚echten‘ Altertümern zusammensetzte. Auch Verkäufer von ‚orientalischen Teppichen aus Krefeld‘ fehlten nicht, Wasserverkäufer und fliegende Tschibukverleiher. Das gibt ein buntes Bild, das jeder kennt, der in Kairo war.

Karl May erfreute sich an dem Gewimmel, aus dem sich ihm eine Gestalt durch heftige Gesten und Rufe bemerkbar zu machen strebte, die von ihm endlich auch verstanden wurden. Das Begehren des lebhaften Arabers war auf Weißbrot, wie Karl May es gerade verzehrte, gerichtet! – „Na ja, also das willst du haben. Warte, ich schmiere es dir mit Butter und schenke es dir!“ Gedacht, getan; der Bursche fing geschickt die Gabe auf; ein dichter Kreis Neugieriger scharte sich um ihn; im Orient ist eben auch die kleinste Begebenheit ein Ereignis. Was in dem dichten Knäuel schreiender und bewegter Gestalten vor sich ging, vermochte Karl May nicht zu ergründen. Nach einer Weile beruhigte sich die Menge, der glückliche Empfänger des Weißbrotes verneigte sich dankend vor dem ihn noch immer beobachtenden Spender und verschwand.

Am andern Morgen suchten Karl Mays Augen seinen Weißbrotbekannten am gleichen Platz, und siehe da, er war da, grüßte herauf, bettelte aber nicht, sondern beschäftigte sich schreiend und gestikulierend mit einer Wasserpfeife, aus der die umherlungernenden Gestalten einige Züge tun durften, wofür er, wie es dem Beobachter schien, etwas bekam, wahrscheinlich Geld. Richtig, es war klingende Münze, jetzt sah er es deutlich, man bezahlte. Karl May ging nun seiner Arbeit nach und vergaß dabei das Treiben auf der Straße.

Am nächsten Tag, als der Dichter, wie es im Morgenland üblich ist, auf der Straße seine Mahlzeit einnahm, kam sein Weißbrotbekannter und bot ihm auf einem umgehängten Taburett allerhand Raritäten, Schnürsenkel, Streichhölzer usw. an. Karl May erkannte ihn und ließ sich von ihm berichten, wie er zu diesem Reichtum gekommen sei. Das Weißbrot hatte seinen Wohlstand begründet. Er hatte es erbettelt, nicht zur Befriedigung seines Hungers, sondern um es zu verkaufen. Das in Stücke zerlegte Brot versteigerte er an die Meistbietenden. Jetzt erklärte sich auch der Lärm vom vorhergehenden Tage.

Aus dem Erlös dieser Versteigerung hatte sich der kluge Bursche dann bei einem Althändler eine Wasserpfeife gekauft, sie vorgerichtet und seinen Bekannten und wer sonst es wollte, einige Züge daraus gestattet; dafür hatten sie ihm zahlen müssen. Mit diesen Einnahmen und mit dem Erlös aus dem Verkauf der vorgerichteten Wasserpfeife, die er einem Engländer als besondere Antiquität aufgehängt hatte, richtete er sich einen feinen Tschibukhandel ein. „Siehst du, Sihdi, so hast du meinen Reichtum begründet.“

Einige Tage vergingen, der ‚reiche‘ Händler war nicht mehr zu sehen. Als Karl May, zur Abreise gerüstet, wieder vor der Tür saß, kam der Weißbrot-Araber mit kläglicher Miene zu ihm. Auf seine Frage, wo sein Taburett sei, entgegnete der Araber traurig: „Ach, Sihdi, ich hatte soviel verdient, ich war so reich und wollte noch reicher werden, jedoch schnell; da habe ich gespielt. Nun sieh, Sihdi, meine leeren Hände, ich habe alles wieder verloren!“

## Ägyptens Königsgräber

Von Klara May

Ein steinernes ‚Gedenke des Todes!‘ sind Ägyptens Pyramiden, sie rufen dem Beschauer zu: „Du und dein Schaffen, *vanitas vanitatum* –!“

Die schönsten Baudenkmäler der Pyramidenzeit stehen bei Kairo, am Rand der Lybischen Wüste. Ihre Erbauer sind die Könige Chufu (Cheops) Chafrê (Chefren) und Menkere (Mykerinos). Die Namen in Klammern legten ihnen die Griechen bei, und unter diesen sind sie uns bekannter.

Die Cheopspyramide ist die größte von allen, ja, das größte Bauwerk der Welt. Ihre Höhe beträgt 137 Meter, früher 186 Meter, sie ist 227 Meter lang und hat einen Rauminhalt von 2 ½ Millionen Raummeter Steinen. Zu ihrer Erbauung waren 30 Jahre hindurch 100 000 Menschen drei Monate im Jahre beschäftigt. Der weise König suchte sein Volk in den Monaten, da die Überschwemmungen des Nils ein Bearbeiten des Ackers unmöglich machten, zu beschäftigen. In jedem Jahr wurde ein neuer Steinring um die Pyramide gelegt, und da dem Cheops eine lange, segensreiche Regierung beschieden war, wuchs sich sein Werk zu diesem Wunder der Baukunst aus.

Die zweite Pyramide, die des Chefren, ist 136 Meter hoch und 210 Meter lang, ‚nur‘ 1 ¾ Millionen Raummeter Steinmassen wurden hier verwendet.

Mykerinos regierte kürzere Zeit, und so konnte seine Pyramide nur die Höhe von 62 Meter erreichen und eine Breite von 80 Meter. Die Mumie dieses Königs ist leider im Britischen Museum in London und wird dort vielleicht ihrem Verfall entgegengehen, denn die Mumien halten sich nur in dem wunderbaren, trockenen Wüstenklima. Der Sand und die Luft dort zeigen Stoffe und Schriftrollen selbst nach Jahrtausenden noch wunderbar frisch, wogegen man im Berliner Museum leider die Erfahrung machen mußte, daß die Mumien sich zersetzen. Es wäre ein ungeheurer Schaden für alle kommenden Zeiten, wenn etwa die Engländer, die jetzigen Herren Ägyptens, die Schätze des Museums von Kairo nach London führen würden.<sup>13</sup>

Vor diesen drei Pyramiden lagert der Sphinx, ein aus dem natürlichen Fels gehauener Löwe, 57 Meter lang und 20 Meter hoch. Das Antlitz hat eine Breite von 4 Meter und trägt die Züge seines Schöpfers, des Königs Chefren, des Erbauers der zweiten Pyramide. Wie alle Könige jener Zeit, vertraten auch diese ägyptischen Herrscher die Stelle des Sonnengottes auf Erden, und so stellt der Sphinx den Har-em-yechet (Horus am Horizont) dar. Wohl gemerkt, ich schreibe der Sphinx! Im Gegensatz zu den griechischen Sphinxen ist nämlich die Sphinxgestalt von Giseh als männliches Wesen aufzufassen (Vgl. Bd. 30 der Ges. Werke Karl Mays ‚Und Friede auf Erden‘, S. 58.)

Noch heute liegt ein Hauch unendlicher Schönheit und feierlichen Ernstes auf dem leider arg beschädigten Antlitz. Die fanatischen, bilderstürmenden Scheich übten ihr Können im Jahre 1380 an dem unvergleichlichen Werk, und die Mameluken, ein aus Sklaven bestehendes Geschlecht, benützten den Kopf gar als Zielscheibe für Artillerieübungen. Ein Wunder, daß überhaupt noch so viel übriggeblieben ist.

Der Sphinx ist noch heute nicht erforscht. Ohne Zweifel steht er in unterirdischer Verbindung mit dem Sphinxtempel und mit den Pyramiden. Das Haupt war bunt bemalt, und wir sehen noch jetzt Spuren davon. Die Pyramiden waren gleichfalls farbig. Die eine bestand auf Rosengranit und war, wie auch die andern, ganz poliert, spiegelblank erstrahlten die Flächen in Hellgelb, Weiß und Rosenrot im Sonnenlicht.

In stillen Mondnächten scheint der alte Glanz wieder zu erstehen. Worte vermögen nicht den zauberhaften Reiz zu beschreiben, der sich da dem Beschauer bietet. Der Riesenleib des Sphinx beginnt zu atmen. Im Fackelschein erscheinen in feierlichem Zug die Priester, hinter ihnen die Scharen der Gläubigen, stumm bestatten sie ihre Toten. Groß und hell funkeln dazu die Sterne am südlichen Himmel, leise klingend fällt der Sand der Wüste in heiligen Harmonien, wie vor Jahrtausenden.

Karl May konnte dort sein ‚Friede auf Erden‘ beginnen, an den Pyramiden Ägyptens.

Sehnsucht nach jenem großen heiligen Reich erfaßt mich, denke ich zurück an meinen Aufenthalt dort. Nur ein Tag war dazu in Aussicht genommen, und zwei Wochen wurden daraus. Es mag vielen ähnlich ergangen sein wie mir, und die Sehnsucht, noch einmal dorthin zurückzukehren, wird in allen wohnen, die Herz und Auge hatten für vergangene, erhabene Größe.

<sup>13</sup> Hier sei bemerkt, daß Frau May diese Erinnerungen, die nur in den Jahrbüchern nicht eher Raum fanden, schon 1917 niederschrieb und veröffentlichte, zu einer Zeit, als von den gewaltigen Funden des Lord Carter, des Entdeckers vom Grab Tut-ench-Amuns, noch nichts bekannt war.  
Die Herausgeber.



## Karl Mays Hund Cherry

Von Klara May

Cherry war ein zutrauliches, kluges Tier, ausgestattet mit einem Herzen voll Liebe und Treue und mit einem gesunden Verstand, die ihn befähigten, die unglaublichsten Taten auszuführen. Er hielt es für seine Pflicht, den Garten seines Herrn aufmerksam zu bewachen, vor allem die Straßenseite. Sehr empört war er, wenn hier ein Hund vorüberlief; er geriet dann in großen Zorn und glaubte, das der ganzen Nachbarschaft mit lautem Bellen verkünden zu müssen. Natürlich war sein Herr darüber wenig erbaut und bedachte ihn mit einer scharfen Zurechtweisung. Da Cherry an solch unliebsamen Auseinandersetzungen nichts lag, wurde er nach und nach vorsichtig. Er lugte erst um die Ecke, schielte auch nach dem Balkon, und nur, wenn er niemand bemerkte, bellte er nach Herzenslust los. Falls dann aber doch der Mahnruf erscholl, knickte Cherry zusammen. Er warf ganz verstohlen noch einen beleidigten Blick zum Balkon hinauf und schlich verdrossen um die Hausecke. Nach diesen mehr allgemeinen Bemerkungen möchte ich hier kurz von Cherrys nettesten Streichen berichten.

Bevor Karl May seinen Wohnsitz in der Lößnitz aufschlug, lebte er in Blasewitz, dem bekannten Villenvorort Dresdens an der Elbe. An schönen Sommerabenden ging er mit Vorliebe in ein am Wasser gelegenes Gartenwirthaus nach Loschwitz. Die Verbindungsbrücke zwischen Blasewitz und Loschwitz, das ‚Blaue Wunder‘, wie der Volksmund die ursprünglich blau angestrichene Elbbrücke nennt, gab es seinerzeit noch nicht, und so benützte Karl May mit seinem Hund die Fähre, fuhr auch bisweilen nach Schluß der Fährzeit mit dem Bootsmann in stiller Nacht ein Stück stromauf im Mondenschein. Jedenfalls war der Hund dem Bootsmann ein guter Bekannter – und umgekehrt. Im Winter wurden die Fahrten eingestellt. Wenn aber der Frühling erwachte, waren Hund und Herr wieder ständige Gäste, es sei denn, daß eine Reise oder dringende Arbeiten Karl Mays eine Pause herbeiführten.

Solche eine Pause war wieder einmal eingetreten, aber nur für den Herrn, nicht für den Hund; denn der Fährmann berichtete, als Karl May wieder einmal auftauchte: „Ihr Hund ist mein bester Fahrgast. Er fährt täglich früh beizeiten nach Loschwitz, mittags zur Essenszeit nach Blasewitz, gleich nach Tisch wieder nach Loschwitz und mit dem letzten Boot, das er nie versäumt, zurück nach Blasewitz. Am Morgen sitzt er dann schon wieder im Boot und wartet auf die erste Überfahrt.“ Die Erklärung für das seltsame Treiben Cherrys war leicht zu finden. Er hatte seine Hundefreundschaften in Loschwitz, die er auch in Abwesenheit seines Herrn nicht vernachlässigen mochte. So wurde er der beste Fahrgast des alten Bootsmannes. Und der wackere Ferge wies den Hund nie zurück, denn er kannte Karl May und wußte, daß der Hund doch nicht ganz umsonst gefahren sein würde, wenn sein Herr von dem Abenteuer hörte.

Der Sommer zog ins Land, und nun wurden häufig auch Dampferausflüge in die Sächsische Schweiz unternommen, der Hund natürlich immer dabei. So auch an einem Sonntag. Es ging bis über Schandau hinaus. Bei der Rückfahrt herrschte starkes Gedränge am Einsteigeplatz, und niemand achtete auf Cherry. Auf der Fahrt wurde der Hund vermißt. Karl May nahm diese Entdeckung mit der größten Ruhe auf. „Cherry kommt bestimmt mit dem nächsten Schiff“, sagte er. „Passen Sie auf! Ich bin sicher, er weiß sich zu helfen.“

In Loschwitz wurde ausgestiegen; wartend saß man im Elbgarten. Stunden vergingen bis zur Ankunft des nächsten Dampfers. Endlich kam er in Sicht. Und richtig, an Bord stand der Hund und musterte mit klugen Augen die Ufer, und als das Schiff anlegte, war er der erste, der an Land stieg. Ohne Zögern lief er in den Elbgarten, wo er von seinem geliebten Herrn mit gebührender Freude begrüßt wurde.

Als dann Cherry eines Tages einen viel zu frühen Tod (durch verdorbene Wurst) erleiden mußte, da war der Dichter lange, lange Zeit sehr traurig. Oft stand er sinnend vor dem kleinen Grab, das seinem vierbeinigen Freund inmitten des Gartens errichtet worden war.

Das war der Rattler Cherry, auch ein Stück Erinnerung an das Leben Karl Mays.

## Karl May zwischen Morgen und Abend

Aus Klara Mays Amerika-Buch

### Sein Traumleben

Während uns der Zug rasch nach Norden führt, werden so manche Erinnerungen an früher und an Karl May wach. Wir fuhren damals auf einem der bequemen Hudsonsdampfer bis Albany. Karl May liebte die Stille, und Stille war über den Reisetag gebreitet. Wir hatten einen eigenen, abgeschlossenen Raum auf dem Schiff mit einem freien Ausblick auf den Strom. Eine wundervolle Einrichtung, die glauben ließ, man sei allein auf dem Schiff. Dort saß er und träumte, während er die Größe der Natur an sich vorüberziehen ließ.

In Albany blieben wir – Karl May und ich – zwei Tage. Einen davon verwandten wir zum Besuch eines Freundes im Mount Lebanon. Eine Wagenfahrt durch schöne, bewaldete Berge in tiefer Einsamkeit brachte uns zur Siedlung der Shakers. Dahin hatte sich ein Freund meines Mannes zurückgezogen – eine bewegte Lebensgeschichte fand dort ihren friedlichen Ausklang. Die Shakers sind eine Brüdergemeinde, einfach und gut und fromm. Was Karl May mit ihnen besprach – ich weiß es nicht, denn ich habe ihn nicht darum befragt. Vielleicht – wer weiß! – hätte es, wäre er noch länger am Leben geblieben, eine Rolle gespielt in seinem Fabelreich.

Es gelang mir, dort ein Bild von ihm aufzunehmen, wie er inmitten eines Maishaufens sitzt, umringt von Brüdern und Schwestern der Gemeinde. Ich sage ausdrücklich ‚es gelang mir‘, denn es war gar keine so einfache Sache, Karl May zu knipsen. ‚Karl May ist maßlos eitel gewesen‘ – so wissen jene Leute zu erzählen, die meinen Mann nicht, aber auch gar nicht kannten. Wäre das auch nur zum geringsten Teil wahr, so hätte er sich nicht so sehr gegen die ‚Reklame des Photographiertwerdens‘, wie er es nannte, gestemmt. Er mußte schon in sehr guter Laune sein, wenn ich ihm eine Aufnahme seiner Person abringen konnte, und ohne mehr oder weniger Kampf kam keines der Bilder zustande.<sup>14</sup>

Von Albany fuhren wir nach Buffalo, wo wir wieder von Freunden erwartet wurden, die dann noch kurze Zeit mit uns reisten. Nun aber wollte Karl May allein sein. Wir hielten uns im Clifton-House<sup>15</sup> an der kanadischen Seite der Niagarafälle auf. Es wurden Ausflüge unternommen, zu den Tuskarora-Indianern, zum Grab Sa-go-ye-wat-has, auch nach Toronto und den Seen, die wir indes nur flüchtig besuchten. Was bei diesen Wanderungen in Karl May vorging, weiß ich nicht. Ich war gewöhnt, still neben ihm herzugehen, um ihn nicht in seinem Sinnen zu stören. War es doch ein Traumleben, worin er sich bewegte und aus dem er mit seinen Erzählungen wieder auftauchte.

Zu Hause haben wir allwöchentlich den Montag dazu benützt zu wandern. Den ganzen Tag waren wir unterwegs. Stundenlang haben wir auch dort kein Wort gesprochen. Wenn wir auf einsamen Waldpfaden gingen, hat er von Zeit zu Zeit meine Hand genommen, um das Still-Miteinandergenießen noch besonders zu empfinden. Ich habe ihn auch nie gefragt, wohin wir gehen wollten. Was hätte es bedeutet, wenn er mir Orte im Lößnitzgrund genannt hätte, oder das kleine Dorfwirtshaus, wo wir dann Einkehr hielten. Er führte, und ich ging mit. Wohindurch mag er geschritten sein? Vielleicht durch Savannen und Prärien? Vielleicht durch die Schluchten des Balkan? Oder ist er gar nicht mehr geschritten? Ist er vielleicht gar auf dem feurigen Rih weit über Steppen und Wüsten gesprengt? –

### Wie er arbeitete

Vor zweiundzwanzig Jahren gab es im Yellowstone-Park noch keine bequemen Autostraßen wie heute. Damals wäre ein gründlicher Besuch nur zu Pferd möglich gewesen, während ich jetzt trotz des vorgerückten Alters die meisten Hauptsehenswürdigkeiten besuchen kann. Die Zeiten haben sich auch hier sehr geändert, und die ‚finstern und blutigen Gründe‘ sind gerade hier, an dieser ehemals gefährlichsten Ecke, sehr harmlos geworden.

Ich kann es nicht beweisen, aber ich habe das bestimmte Gefühl, daß mein Mann in dieser Gegend einmal gewesen ist. Merkwürdig, daß die eigene Gattin nicht genauen Aufschluß darüber geben kann, nicht wahr? Aber auch nur merkwürdig für jemand, der die Eigenart meines Mannes nicht kennt. Karl May lebte ein

<sup>14</sup> Daß andere Schriftsteller und Dichter hier bisweilen anders denken und handeln, ist bekannt. Man vgl. dazu Eduard Engel, ‚Ruhm‘ Jahrbuch 1929, S. 194/195.  
Die Herausgeber.

<sup>15</sup> Dieses weltbekannte Anwesen, daß auch eine besondere Rolle im Bd. 33 ‚Winnetous Erben‘ spielt, brannte 1932 vollständig nieder.  
Die Herausgeber.

Traumleben in seinen aus Wahrheit und Dichtung zusammengesetzten Büchern. Außerhalb dieser Bücher gab er nicht gern und auch dann nur unbestimmte Antwort auf diesbezügliche Fragen. Er trat aus der Welt, die er sich selbst geschaffen hatte, ungern heraus, auch mir gegenüber. Ich hatte das bald erkannt und lernte, mich darein zu fügen und meiner Neugier Zügel anzulegen.

So war es auch bei unsrer Reise 1908. Er hatte sich entschlossen, mich im Clifton-House zurückzulassen und für einige Wochen allein weiterzureisen. Wohin? Zu den Apatschen! Und wohin sonst? Mit Kummer bekenne ich, daß ich es nicht mehr genau weiß. Wohl hat er mir von dieser Weiterreise mehrfach geschrieben und auch viel erzählt, aber alles das verwob sich später mit seinen Wunschträumen, die in seinem Roman ‚Winnetous Erben‘ Ausdruck fanden, und es ging mir schließlich wie ihm selber: ich wußte Wirklichkeit und Phantasie nicht mehr genügend zu trennen.

Schon als Dr. E. A. Schmid im Jahr 1916, also vier Jahre nach dem Heimgang meines Mannes, den Anhang zu Band ‚Ich‘ und damit die Weltreisen zusammenstellte, versagte meine Erinnerung vielfach und wir mußten bestehende Lücken mühevoll mit Hilfe von Reisepässen, Quarantänescheinen, Postkarten, Briefstempeln usw. ergänzen.

Zu meiner Entlastung weise ich darauf hin, daß ich ja gar nicht damit rechnen konnte, später einmal genaue literarische und geographische Angaben machen zu müssen, denn es handelte sich ja um Karl Mays ureigenste Erlebnisse. Wir alle, auch ich, hofften immer weitere Reisebeschreibungen aus seiner Feder zu erhalten.

Ebensowenig liebte er es, von dem zu sprechen, was noch nicht geschrieben war. Ja, ich habe das Empfinden, daß er oft gar nicht wußte, was er schreiben würde, und daß ihm erst beim Schreiben die Eingebung kam.<sup>16</sup> Selbst mir hat er nur Fertiges vorgezeigt.

Hier mag vielleicht eine Bemerkung über die Weise seines Schaffens am Platze sein. Solange Karl May an einem Kapitel schrieb, arbeitete er Tag und Nacht ohne Unterbrechung daran. Wir haben den ganzen Tag äußerste Stille bewahrt. Oft ist er zwischendurch im Zimmer auf- und abgegangen. Oft hat er laut mit seinen Gestalten gesprochen, so daß man glauben konnte, eine ganze Versammlung sei anwesend. Es durfte niemand bei ihm sein, wenn er schrieb. Hunger und Durst schien er dabei nicht zu kennen. Nur des Nachts ging er allein in die Küche, um sich ‚Kaffee-Hämmeln‘ zu bereiten. Das bedeutete, daß er in einen dünnen Kaffee ohne Milch und Zucker trockenes Brot hineinschnitt. Das war eine bei den armen Webern seiner Heimatstadt Hohenstein-Ernstthal beliebte Mahlzeit. Diese Nahrung der Armut, die er in seiner Jugendzeit wohl nur zu oft genossen hatte, war ihm lieb bis ins hohe Alter.

Wenn er aber ein Kapitel geschrieben hatte und die letzte Tinte noch feucht stand, suchte er mich sofort auf, selbst dann, wenn ich gerade in der Küche war. Es war mir eine liebe Pflicht, die Speisen selbst zuzubereiten, da er ein ganz schlechter Esser war. Ich mußte dann alles stehn und liegen lassen, und es war jedesmal wunderschön, wenn er mir erklärte: ‚Herzle, ich bin fertig, hör zu!‘ Ich habe dann mit erlebt und mit gefühlt. Er selber stand so tief unter dem Einfluß seiner eigenen Erzählung, daß er beim Vorlesen mit gelacht und mit geweint hat. Einmal, während er am III. Band seines ‚Silbernen Löwen‘ schrieb, klagte er mir händeringend: ‚Ich bringe es nicht übers Herz, meinen Hadschi Halef sterben zu lassen, es geht über meine Kraft. Ich habe den kleinen Burschen zu lieb, ist er doch ein Teil meines eigenen Ich.‘

#### Wie er starb

Karl May stand aber nicht nur beim Schreiben im Bann seiner Eingebungen. Ich denke dabei an seinen letzten Vortrag, acht Tage vor seinem Tod, am 22. März 1912 in Wien gehalten, über das Thema: ‚Empor ins Reich der Edelmenschen!‘<sup>17</sup> Nur wenige Anhaltspunkte hatte er dazu festgelegt, dann aber sprach er vollkommen frei in so eigenartig bannender Weise, daß man in seiner Rede seine Art zu schreiben wieder erstehn fühlte. Dieser Vortrag enthielt sein Testament an die Leser. Es umfaßte sein ganzes Erdenstreben, das Wandern von Ardistan nach Dschinnistan, das Sich-Durchringen zu einer höheren Lebensanschauung und das Sich-Emporheben aus den tiefsten Niederungen des Lebens zu geistigem Höhenflug. Der ungeheure Sturm der Begeisterung nach diesem Vortrag zeigte so recht die Wirkung seiner Persönlichkeit. Dreitausend Zuhörer hatten den großen Sophiensaal bis zum letzten Platz gefüllt, und als der Vortrag beendet war, umstürmten ihn die Besucher. Die Studenten machten ihn frei, löschten das Licht aus und führten ihn durch eine Seitenpforte auf die Straße, was aber auch nicht unbemerkt geschehn konnte. Der Andrang setzte sich auf der Straße fort, und der Gefeierte stand zwei Stunden lang in einem atemraubenden Gedränge.

<sup>16</sup> Vgl. hierzu Otto Eicke, ‚Des Baues Vollendung‘, Jahrbuch 1931. S. 309 ff.

<sup>17</sup> Abgedruckt in Bd. 34 ‚Ich‘.

Am nächsten Tag hatte er die Freude, den Besuch von Mitgliedern der kaiserlichen Familie zu empfangen. Nach all den jammervollen Verfolgungen, denen er jahrelang ausgesetzt gewesen war, bedeutete dies einen Höhepunkt in seinem Leben. Eine starke seelische Erschütterung war die Folge des Ganzen, die nach acht Tagen zu seinem Tode führte.

Er hatte sich bei dem Vortrag in Wien leicht erkältet und mußte nach der Heimfahrt das Haus hüten, ohne indes bettlägerig zu sein. Am Samstag, dem 30 März, fühlte er sich wieder etwas kräftiger und beauftragte mich, für die kommende Woche Zimmer im schlesischen Bad Salzbrunn zu bestellen. Aus Besorgnis hielt ich mich aber während des ganzen Tages in seiner Nähe auf, wieweil ich nicht etwa einen tödlichen Ausgang der Erkrankung vermutete.

Ich war die einzige, die zur Todesstunde an seiner Seite weilte. Da dieser Tag unser Hochzeitstag war, sprach er mancherlei mit mir über die Vergangenheit und auch über die Zukunft. Er war heiter und trug sich mit neuen Plänen: ein Drama wollte er schreiben, das sein eignes Leben schildern und erst lange nach seinem Ableben an die Öffentlichkeit kommen solle. Dann werde man sein Wollen und Wirken begreifen.

Nachmittags verfiel er in ein eigenartiges waches Träumen und unterhielt sich, wie er das häufig zu tun pflegte, viel mit den Gestalten seiner Phantasie.

Um sieben Uhr abends legte er sich schlafen, setzte aber seine Selbstgespräche in einem undeutlichen Murmeln fort. Gegen acht Uhr richtete er sich plötzlich im Bett auf, sah mit leuchtenden Augen, die nichts von seiner Umgebung zu fassen schienen, in die Ferne und sagte mit klarer Stimme: ‚Sieg, großer Sieg! Ich sehe alles rosenrot!‘

Dann sank er mit unendlich freudigem, verklärtem Ausdruck zurück; sein Atem wurde schwächer, bis er nach wenigen Minuten erlosch. –

Seine Seele war so wund ...

Seitdem er heimgegangen ist, wurde mir manchmal gesagt, ich müsse doch über seine trübe Vergangenheit Bescheid wissen. Ich weiß aber weniger darüber, als die Fragesteller vermuten. Und wer sich in seine und meine Lage hineindenkt, wird das begreifen. Wohl hat er mir zeitweise mit bebender Stimme einiges erzählt, aber es war nicht mehr, als was er auch in seiner Lebensbeschreibung niederlegte. Ich vermied es, ihn zu fragen, weil ich fühlte, wie sehr er dabei litt. Wenn wir über die Bitterkeiten seines Schicksals sprachen, bekam sein Gesicht einen gequälten Ausdruck, und dann schien es mir, als frage er sich selbst, ob denn diese schrecklichen Erlebnisse wirklich wahr seien, oder ob es sich nicht nur um einen unheimlichen Traum handle, der eine andre, schönere Wirklichkeit umnebele.

Seine Seele war so wund, daß er es offensichtlich nicht fertig brachte, vor einem Zuhörer, und wenn es auch die eigne Frau war, innerlich noch einmal zu erleben, was er als Jüngling vor mehr als 40 Jahren gefehlt und gebüßt hatte. Darüber zu schreiben, fiel ihm, dem Schriftsteller, verhältnismäßig leichter, wieweil natürlich auch seine Bekenntnisse in tiefem Weh und maßlosem Gram verfaßt wurden. Oft standen Tränen in seinen Augen, wenn er einen Abschnitt seines Buches ‚Ich‘ vollendet hatte.

Wer da, bevorzugt durch Geburt oder Erziehung oder beides, den Bekennermut als eine ganz besondere Tugend anpreist, würde es vielleicht in gleicher Lebenslage an der Betätigung dieser Tugend sehr mangeln lassen.

Aber der gütige Gott hatte dem armen Dulder eine kostbare Gabe verliehen: die Leuchtkraft seiner Phantasie, die ihn befähigte, sich in Wunschträume zu flüchten und die graue und grausame Vergangenheit abzustreifen. Ganz bestimmt hat er selber vieles davon überhaupt nicht mehr gewußt und mußte sich, falls er dazu gezwungen war, mit Mühe in einem Labyrinth von Schein und Wirklichkeit zurechtfinden.